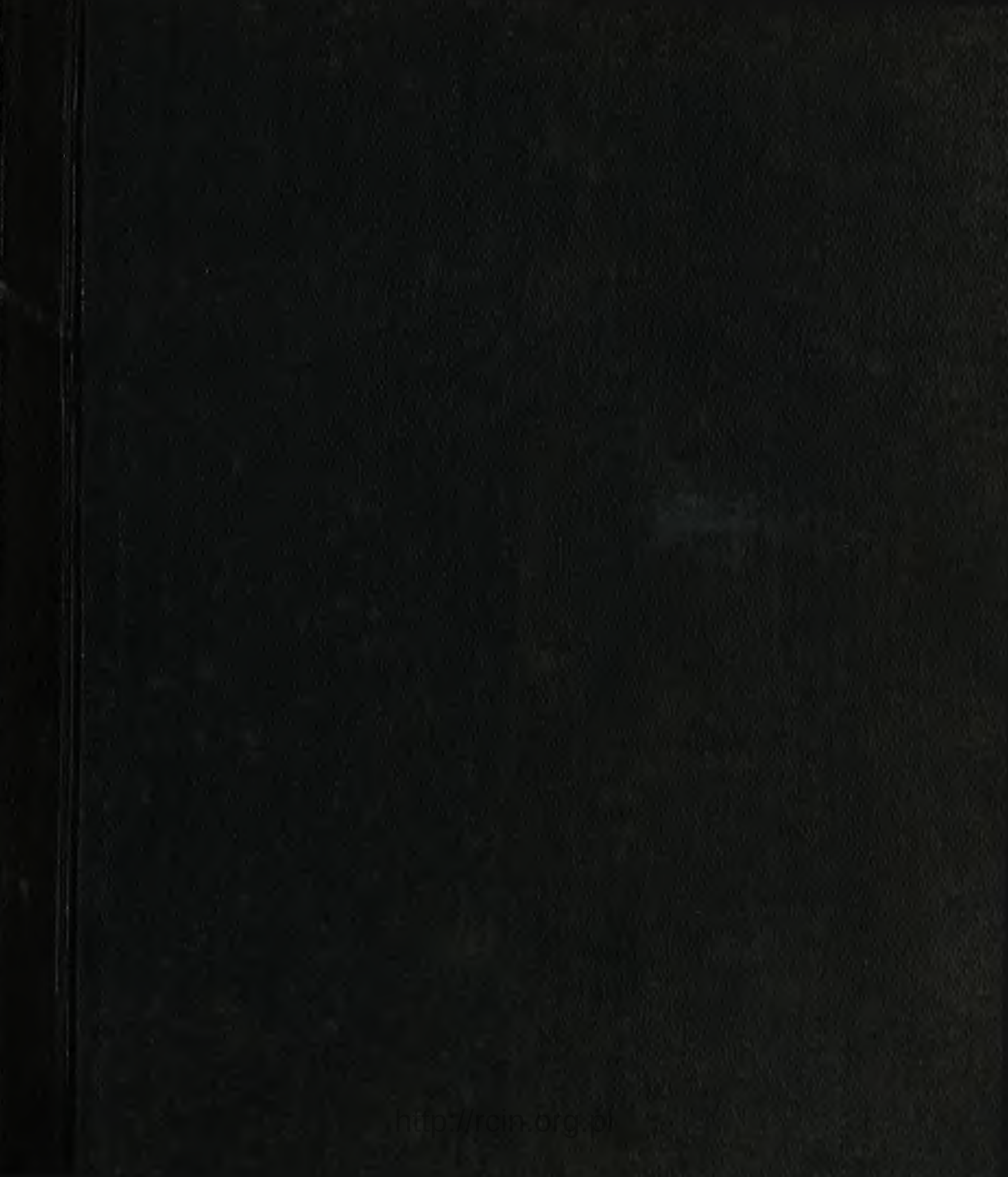


Gespräch
im
Reiche der Todten
zwischen
Maria Theresia
und
Friderich dem Zweyten
worinnen
dieser hohen Personen Leben, und Merkwürdige Thaten bis zu Ihrem Tode unpartheiisch erzählet werden.



Maltha, 1786.



Vorbericht.

Friderichs II. Leben, dessen Tod das Jahr 1786 zu einem der denkwürdigsten — der Himmel gebe, nicht zu einem der traurigsten! — unsers Jahrhunderts macht, ist beschrieben, und nicht beschrieben worden. Die Verfaßer der Helden-Staats- und Lebens-Geschichte dieses Monarchen, welche schon vor mehrern Jahren herausgekommen ist: so wie derjenigen, die seit kurzem das Licht gesehen hat, und so viel ich weiß, noch nicht vollendet ist, mißdeuten diese Behauptung gewiß nicht. Die Begebenheiten Friderichs sind in jenen Schriften, besonders in der letztern, ausführlich, und in der besten Ordnung erzählt. Aber den Namen von Biographien können und sollen sie auch, nach der Absicht der Verfaßere nicht führen. Dem ungeachtet verdienen sie doch den Dank der Leser, besonders da sie Materialien genug für den künftigen Biographen dieses Prinzen enthalten, dessen

Charakter von einer Meisterhand entworfen zu werden würdig ist. — In diesen Gesprächen ist das Wesentliche von seiner Lebensgeschichte kurz zusammen gefaßt, und man hoft, besonders solchen damit zu dienen, die jene Schriften nicht besizen, und doch ohne vielen Zeitverlust zur Kenntniß eines **Fürsten** kommen wollen, den die folgenden Jahrhunderte noch weit mehr, als seine Zeitgenoßen bewundern werden. Man wird sie von 4 zu 4 Wochen fortsezen, und beyläufig auch das nöthigste und wichtigste von **Marien Theresien** beybringen, deren Regierung durch **Friderich** II. lebhaft und merkwürdig genug geworden ist. Es wird manchen meiner Leser nicht unangenehm seyn, an dem Ende dieses Vorberichts einen Versuch von dem Charakter **Friderichs** II. Königs von Preußen, zu finden, der in der **Londner** Zeitung 1757 und 1758 stückweise eingerückt, und von M. D. M. aus dem Französischen übersetzt worden ist.

„Der glaubwürdigste und gewissenhafteste Geschicht„schreiber würde der beste Lobredner **Friderichs**, des **Königs** von „**Preußen** seyn. Ich gebe mich für keinen von beyden aus, und „will mich nur an die Außenlinien seines Charakters wagen, den „würklich selbst die zu gleicher Zeit herrschende Eifersucht, der „Neid und die Bosheit zu bewundern gezwungen sind, und wel„chen unsere noch unparteyischere Nachkommen, wenn sie ihn je „glauben können, beynahe anbeten werden. Allein durch die „natürliche Stärke und Erhabenheit seines Geistes, brach er, „ohne Beyhülfe der Erfahrung, auf einmal, als ein General,

„als

„als ein Held hervor. Er unterscheidete das, was niederere
„Seelen niemal im geringsten entdecken können, mit der äußer-
„sten Pünktlichkeit, nemlich große Schwierigkeiten und Unmög-
„lichkeiten: und da ihm die erstere seinen Muth niemal benah-
„men, so schien er oft die letztere in Würklichkeit zu bringen.
„Unermüdet geschäftig, würksam, und mit kaltem Blute, un-
„erschrocken in einem Treffen, weiß er die kurze, günstige und
„oft entscheidende Augenblicke einer Schlacht, gleichsam mit einer
„anschauenden Erkenntniß zu bemerken, mit Behendigkeit zu er-
„greifen, und mit Verstand sich zu Nutz zu machen. Beschei-
„den und großmüthig nach dem Sieg, wird er der edelste Be-
„schützer seiner überwundenen und zu gefangen gemachten Feinde.
„Immer voll Entschliessung und niemal niedergeschlagen im Un-
„glück, hat er sich über alle Widerwärtigkeiten hinausgeschwun-
„gen, und mit Schwierigkeiten gekämpft, welche kein Muth,
„und keine Standhaftigkeit, als seine eigene, hätte widerstehen,
„oder sie übersteigen können. Gleichwie er aber nicht immer dem
„Glück so befehlen kann, wie er es verdient, so möchte er viel-
„leicht zuletzt genöthiget werden, der überwiegenden Macht fast
„von ganz Europa, das wider ihn vereinigt ist, zu weichen.
„Ihre Legionen mögen ihn vielleicht bezwingen, aber seine Tu-
„genden müssen triumphiren.

„Als König ist er ein Mensch, ein Bürger, ein Gesetzgeber und
„ein Patriot. Sein eigener sich überall ausbreitender Geist bildet
„selbst jeden Plan seiner Regierung, ohne daß sie durch eigennützige

„Absichten und falsche Vorstellung der Räthe etwas verlieren
„können. Gerechtigkeit und Menschenliebe sind seine einzige Räthe.
„In seinen eigenen Staaten hat er die Gesetze umgegossen,
„und auf den Fuß der Billigkeit gesetzt, durch einen Codex,
„der eine Frucht seines eigenen Nachdenkens ist. Er hat die
„Rechtsverdrehung aus den veränderlichen und unrichtigen
„Schaalen herausgeworfen, und diese für alle in ein Gleich-
„gewicht gebracht. Mit vieler Nachsicht in die verschiedene
„Irrthümer des menschlichen Verstands, da er sich selbst so we-
„niger bewußt ist, hat er eine allgemeine Toleranz eingeführt,
„als das entscheidendste Kennzeichen der wahren Religion, na-
„türlicher Gerechtigkeit, gesellschaftlicher Gefälligkeit, und selbst
„einer guten Polizey. Er verabscheuet gleich stark, die Verschul-
„dung, Märtyrer zu machen, als die Thorheit, Heuchler zu
„machen. Weit über alle allzueingeschränkte Vorurtheile des
„Orts hat er durch eine allgemeine Naturalisation, ohne allen
„Unterschied, Leute von allen Nationen eingeladen, und ange-
„nommen, sich in seinen Staaten wohnhaft niederzulassen. Er
„ermuntert und belohnt den Fleißigen; er liebt und ehrt den
„Gelehrten: und jedermann, allein als Mensch, wo er von
„weltlicher oder geistlicher Tyranney gedrückt oder verfolgt wird,
„findet eine sichere Zuflucht in seinen Gesinnungen von Gerech-
„tigkeit und Leutseeligkeit, welche der Purpurrock nicht hat
„ersticken können. Ein Weltweiser, den der Glanz der Hel-
„denzüge dieses Charakters nicht blendet, wird etwa nach nie-
dern

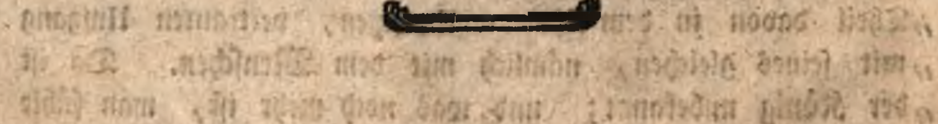
„dern und gesellschaftlichen Tugenden der Leutseeligkeit fragen, „und den Menschen suchen. Er wird aber beedes, sowohl den „Menschen, als den Weltweisen in Friderich finden, nicht „geschwächt durch den König, und nicht beschmutzt durch den „Kriegsmann. Ein Patron aller freyen Künste und Wissen„schaften, und ein Muster vor vielen: der sich auf dieselbige „auf eine ganz besondere Art gelegt, und sie gezieret hat, und „von ihnen wiederum geziert worden ist. Sein früher und er„ster Versuch war eine Widerlegung des gottlosen Lehrgebäudes „eines Machiavells, dieses berühmten Lehrers der politischen Un„billigkeit. Er war auf eine edle Art überzeugt, daß er es „wohl wagen dürfe, der Welt diesen öffentlichen Bürgen seiner „künftigen Größe auszuliefern. Seine Denkwürdigkeiten, „welche nach seiner Absicht bloß als Materialien zu einer künf„tigen Geschichte des Hauses Brandenburg dienen sollten, sind „so beschaffen, daß sie nothwendig seine Absicht zernichten müs„sen, wenn er nicht auch selbst die Geschichte schreiben will. „Man hat auch Beweise genug von seinem Dichterischen Geist, „um zu zeigen, wie groß er als Dichter seyn würde, wenn „er nicht etwas größeres und besseres wäre. Weder die „Unruhen des Kriegs, noch die Sorgen der Regierung neh„men ihm alle Zeit weg: er genießt vielmehr einen großen „Theil davon in dem ihm angenehmen, vertrauten Umgang „mit seines gleichen, nämlich mit dem Menschen. Da ist „der König unbekannt; und was noch mehr ist, man fühlt

„und

„und merkt ihn nicht. Verdienste sind es allein, woran „seine, von ihm selbst immer zurückgehaltene, von jedermann „aber erkannte, und entschiedene Erhabenheit, Personen von „einem nach dem seinigen gebildeten Geist, vorzüglich unter„scheidet, und wobey sie denselben schmeichelt, und das un„gleich feiner und nachdrücklicher, als die allzeit zufällige und „oft unverdiente Vorzüge des Rangs und der Geburt.

„Damit aber dieser Versuch, einen Charakter zu ent„werfen, nicht zu der Größe einer ganz ausgearbeiteten Schrift, „noch weniger aber zu der Größe einer Schrift aufschwelle, so „will ich diesen rauhen und groben Entwurf mit dieser Anmer„kung schließen: Manche Privatperson möchte wohl einen gros„sen König abgeben können: aber, wo ist der König, der „eine grosse Privatperson vorstellen könnte, ausgenommen „Friderich?"

Da ich die französische Urkunde nicht zur Hand bringen konnte, so habe ich diese Uebersetzung, ohne solche, wie sie es an verschiedenen etwas undeutlichen Stellen zu erfordern scheint, berichtigen zu können, gegeben, so gut ich sie habe.





Friederich.

Nun sind Sie doch vollkommen mit mir ausgesöhnt? Beruhigen Sie mich mit dieser Versicherung, und glauben Sie vest, daß wenn es das Brandeuburgische Haus nicht gewesen wäre, das sich dem furchtbaren und für Deutschland, ja für Europa bedenklichen Anwachs Oesterreichs entgegen gesetzt hätte, eine andere Macht in - oder ausser Deutschland in jenes Stelle hätte tretten müssen.

Theresia.

Zweifeln Sie keinen Augenblick an meiner Bereitwilligkeit, alles Geschehene in ewige Vergessenheit zu stellen. Mit einem solchen Herzen bin ich aus der Zeit in die Ewigkeit gegangen. Ja, noch ehe ich diese stille Gefilde betreten habe, hatte ich mein Gemüth über die so viele verdrießliche Zufälle, die meine ein und vierzigjährige Regierung bezeichnet haben, so zur Ruhe gebracht, daß ich mit völlig gefaßter Seele die Welt verlaßen, und auf die verflossene Zeiten mit Zufriedenheit und Großmuth zurüksehen konnte. Philipps II. von Spanien Gemahlin, Marie von England vorlor Calais, nachdem es 200 Jahre

in Englischem Besitze gewesen war. Dieser Verlust erfüllte sie mit Verzweiflung, so daß sie sich verlauten ließ, wenn sie todt sey, werde man den Namen Calais in ihr Herz eingegraben finden. Vielleicht glauben Sie, eben dieß werde der Fall bey mir mit Schlesien seyn? Nein, dieß ist vergessen, alles ist vergessen, und ich überließ es meinem Sohne, den Verlust dieses allerdings beträchtlichen Landes, der eine so starke Lücke in die Oesterreichische Monarchie machte, und auf der andern Seite dem Nachbar meiner Staaten einen vielleicht noch wesentlichern Vortheil verschafte, auf eine andere Art zu ersezen. —

Friederich.

Ihrer Versicherung, Madame! würde ich noch weit mehr trauen, wenn Sie nur Schlesien nicht berührt hätten. Die Abtretung eines Landes, auf das ich die Rechte meines Hauses zu einer Zeit geltend machte, da ich kaum den Thron bestiege, und also Verpflichtung hatte, für meine Staaten als Herr und Vater zu sorgen, und dasjenige in Besitz zu nehmen, was meine Regiments-Vorfahren, ungeachtet sich ihre Gerechtsame auf Familienverträge und Erbverbrüderungen gründeten, vorenthalten worden war. — Diese Abtretung sollte Sie nicht mehr kränken — weit mehr aber das, daß Sie meine freundschaftliche Aeußerungen bey der Einrückung meiner Truppen in Schlesien so kaltsinnig, oder vielmehr argwöhnisch, von der Hand wiesen, und von meiner Erklärung, daß meine Absicht gar nicht sey, sie zu beleidigen, sondern vielmehr nach dem Beyspiele meiner Vorfahren mit Ihnen und Ihrem Hause alle mögliche und genaue Freundschaft zu unterhalten, und Ihre wahre Vortheile bey jeder Gelegenheit mit allem Eifer und nach allen meinen Kräften zu unterstützen, durchaus keinen Gebrauch machen wollten.

Theresia.

Theresia.

Sezen Sie sich in meine Stelle, und sagen Sie mir aufrichtig, was Sie in diesem Falle würden gethan haben? Ich weiß es noch wohl, daß viele damals, verführt von dem herzlichen und nichts als Freundschaft athmenden Ton, der in Ihren Manifesten herrschte, auf die Gedanken kamen, als wenn diese Ihre Unternehmung mit heimlicher Genehmhaltung meines Hofes geschehen sey. Aber ich fande bey aller meiner damaligen Bedrängniß für gut, dieser so höchst unwahrscheinlichen und grundlosen Vermuthung öffentlich und laut zu widersprechen. Der Erfolg bewiese, wie sehr ich auf Ihre Unterstüzung hätte bauen dürfen. Nicht nur sahe ich mich Schlesiens, kaum drey Monathe nach meines Vaters Tode beraubt; sondern Sie schlossen sich sogar nach gemachtem Frieden an meine Feinde an. Böhmen erfuhr Ihren freundschaftlichen Besuch mit einem Heer von 100000 Mann nachdrücklich genug, und die Eroberung von Prag, worinn Sie die aus 16000 Mann, meist Landmiliz bestehende Besatzung zu Kriegsgefangenen machten, hätte mir, wann ich mich je von den süßen Lockstimmen hätte verführen lassen, vollends aus dem Traum geholfen, wie wahr es sey, daß das Oesterreichische Haus in seinen Nöthen nur zu dem Brandenburgischen seine Zuflucht nehmen dürfe, um auf alle Fälle besorgt und berathen zu seyn. Erlauben Sie mir, Sire, nur noch eines hinzuzufezen: wenn Sie von Ihren Vorfahren ein so kundbar unumstößliches Recht auf den Besitz von Schlesien hatten, wie kam es, daß Sie auf die Huldigungsmünze, die im Jahr 1741 in Breslau geschlagen wurde, die Worte sezen ließen: Iusto Victori, dem rechtmäßigen Ueberwinder? Sie nahmen also dieses Herzogthum in Besitz, weil Sie es mit dem Schwerd eroberten, und weil ich Sie, auf allen Seiten von meinen Feinden, die mich um das recht-

mäßige Erbe meiner Väter bringen wollten, gedrungen, an dieser Eroberung nicht hindern konnte. *Justo Domino*, dem rechtmäßigen Besizer, würde ich auf die Münze haben setzen lassen, wenn ich meiner Sache so gewiß gewesen wäre, als Sie der Ihrigen gewiß gewesen zu seyn, so ernsthaft und feyerlich, bezeugt haben, und noch bezeugen.

Friederich.

Vorwürfe genug auf einmal, die mein Mißtrauen in Ihre vollkommene Aussöhnung mit mir nur allzusehr rechtfertigen. Hätten Sie mir Schlesien, als ein Land, das Brandenburg schon längst hätte besitzen sollen, gutwillig abgetreten; keine Ansprache an die Ausübung der Böhmischen Kurstimme bey der Kayserwahl gemacht, Ihren Gemahl dem deutschen Reich nicht zum Kayser aufzudringen verlangt, und, nachdem der Kurfürst von Bayern erwählt war, ihn als einen einmüthig erwählten Kayser erkannt, ihn nicht aller seiner Staaten, und Einkünfte aus seinen Erblanden beraubt, und bezeugt, keinen Vergleich mit ihm einzugehen, wenn er nicht die vorläufige Bedingung bewilligen würde, sich feindlich gegen Frankreich zu erklären, so würden Sie die zuverläßige Erfüllung meiner Zusagen mit Augen gesehen, und an mir den treusten und eifrigsten Bundsgenossen gehabt haben. Ja, zeigte ich nicht, noch vor der Eroberung Schlesiens die größte Begierde, mich mit Ihnen in der Güte zu vergleichen? Meine Gesandten mußten Ihnen den Antrag thun, daß ich alle Ihre deutsche Staaten mit aller meiner Macht wider jedermann beschützen, und zu dem Ende, mit Ihnen, dem Rußischen Hofe, und den Seemächten in eine genaue Verbindung treten, auch alles anwenden wolle, um Ihrem Gemahl die Kaiserkrone zu verschaffen, und seine Wahl wider einen jeden kräftigst zu unterstützen, welches ich gewiß bewürkt

haben

haben würde; Ihnen endlich einen Geld Vorschuß von 2,000000 fl. zu thun, eine Summe, die doch gewiß nicht verächtlich war, nur sollten sie mir ganz Schlesien abtreten! Allein ich fande mit diesen Vorschlägen kein Gehör. Ich erklärte mich hierauf, mich mit einem Theile dieses Landes großmüthig begnügen zu lassen. Auch damit wurde ich nicht gehört. Wißen Sie noch, unter wessen Einfluß Sie damal bey dieser Ihrer Sprödigkeit stunden? Sie trauten den Freundschafts-Versicherungen des Kardinals Fleury allzusehr, in dessen Händen damal das Ruder von Frankreich war: Sie verließen sich auf Ihre Bündniße mit Rußland und den Seemächten. Vielleicht auch waren Ihre Begriffe von der Macht eines Marquis von Brandenburg, unter welchem Namen der König von Preußen noch bis auf diese Stunde in in dem Staatshandbuch zu Rom vorkommt, und wie ihn die Franzosen noch je und je zu nennen geruhen, so klein, daß Sie es ohne Zweifel nicht einmal für der Mühe werth hielten, den kleinen Funken, der in ein grosses Feuer auszubrechen drohte, wie es der Erfolg würklich bewiesen hat, zu dämpfen. Am Ende geschahe doch, nach Vergießung vielen Blutes und Anfwendung ansehnlicher Summen, was vorher hätte geschehen, und wobey beedes hätte gespart werden können. Nun nur noch ein Wort über die Huldigungsmünze! *Victori*, dem Eroberer, ließ ich auf die Münze prägen, weil ich ohne Schwerdschlag nicht zum Besitz dessen hatte kommen können, was mir gehörte. Weil Sie meine friedliche Vorschläge verwarfen, so mußte das Schwerd entscheiden. Und nun war ich gedoppelt rechtmäßiger Besitzer von Schlesien.

Theresia.

Der Berliner Hof hat zu allen Zeiten den Ruhm gehabt, seinen Unternehmungen, sie mochten seyn, von welcher Klasse sie wollten,

ten, den besten Anstrich geben zu können. Ob es ihm aber in dem Fall, von dem wir reden, gelungen sey, darüber laße ich getrost Europa, ja die ganze Welt, urtheilen. Sagen Sie mir aufrichtig, Sire, ob nicht das wesentliche Ihrer Erklärungen und Erbietungen, und Freundschaftsversicherungen das war: Gib mir, Theresia, was ich will, und thue, was ich will, so sind wir gute Freunde? Vielleicht würden Sie mir gar auch das noch gestehen, daß Sie mir keinen Dank gewußt hätten, wenn ich in Ihre Vorschläge eingewilliget hätte, weil Sie dadurch gehindert worden wären, in Erfolg der Zeit mit Frankreich und dem Kurfürsten von Bayern gemeinschaftliche Sache zu machen. Erklären Sie mir den Widerspruch, den ich in Ihrer Aeusserung gleich nach dem Tode meines Vaters, und in dem Einmarsch Ihrer Heere in Schlesien, kurz nach jener Aeusserung, finden mußte! Sie waren der allererste König, der mich als Königin von Ungarn und Böhmen und Erbin aller Staaten meines Vaters erkannte, und die Versicherung wegen Aufrechthaltung der pragmatischen Sanktion erneuerte. Wenige Monathe darnach fordern Sie mir Schlesien ab: da ich in Ihre Absichten nicht eintreten wollte und konnte, so erobern Sie es mit dem Degen in der Faust, das hieße mich ja thätig für die Erbin aller Staaten meines Vaters erkannt?

Friederich.

Und hierinn finden Sie einen Widerspruch, Madame? Ich keinen. Ich erkannte Sie für die Königin von Ungarn und Böhmen, aber nicht für die Herzogin von Schlesien: Ich erkannte Sie für die Erbin aller Staaten Ihres Vaters: Unter diese aber hatte ich nach den uralten, und, wiewohl das Oesterreichische Haus Schlesien so viele Jahre hindurch in Besitz hatte, doch niemal erloschenen

Rechten

Rechten meines Hauses auf dieses Herzogthum Schlesien zu rechnen, gänz und gar keine Ursache.

Theresia.

Sie sind mit der Hebung des Widerspruchs, der nicht nur mir, sondern wahrhaftig einem großen Theil von Europa auffallend genug war, bald zu Ende. Gewiß ein Knoten, der leichter zu zerhauen, als aufzulösen war!

Friederich.

Hätten Sie, meinen Wünschen gemäß, die Hände zur Auflösung dieses Widerspruchs, weil Sie es doch so nennen, geboten, so wäre das Zerhauen erspart gewesen.

Theresia.

Schlesien war ein gar zu glänzender Edelstein in meiner Krone, als daß ich ihn, da ich sie kaum aufgesetzt hatte, nur so hinwerfen sollte.

Friederich.

Die Oesterreichische Staaten sind, und waren schon damal immer noch weit beträchtlicher, als die Preußische. Wie können Sie über den Verlust eines Landes so kläglich thun, das nicht einmal den fünften Theil Ihrer Staaten ausmachte? Und warum wollten Sie es einem Nachbar nicht gönnen, dessen Herz Sie durch eine so unpartheyische Anerkennung seiner unläugbaren Rechte, und durch eine so uneigennützige Probe Ihrer thätigen Freundschaft, ohne einen Mann marschiren lassen zu dürfen, hätten ganz und gar gewinnen können.

Theresia.

Theresia.

Sie würden, wenn ich noch im Lande der Lebendigen wäre, meine Wehmuth erst recht rege machen, da ich, soll ich es sagen, — Scherz oder sonst was in Ihren Ausdrücken zu finden glaube.

Friederich.

Die Sache ist zu ernsthaft, als daß sie Scherz ertragen könnte. Und was Sie noch mehr sagen wollten, dürfte ich fast errathen. Sie wissen übrigens selbst, daß, wenn vom Mein und Dein die Rede ist, ein jeder mit Recht sich selbst für den Nächsten hält. So dachte ich, als sich mir die Gelegenheit darböth, das zur Hand zu nehmen, was mein Haus schon so lang widerrechtlich entbehrt hatte. Zeit und Umstände waren über das höchst vortheilhaft; und die mir von meinem Vater hinterlassene Schätze und Armeen, der vielleicht, wenn er Ihren Vater, Karl VI. überlebt hätte, eben das würde gethan haben, was ich gethan habe, halfen mir nach Wunsch zu meinem Rechte. Warum sollte ich nicht auch hierinn eine Rechtfertigung meines Unternehmens wahrnehmen dürfen?

Theresia.

Sie nähern sich dem Punkt ziemlich, den ich schon lange hätte berühren sollen, demjenigen, was Ihrem Rechte, wie Sie es nennen, auf Schlesien, eigentlich den Ausschlag gab. Oder vielmehr, Sie sagen es gerade heraus. Ihre Schätze und Armeen sezten Ihre Gerechtsame dergestalt ins Licht, daß Sie in dem innersten Ihres Herzens sich selbst für vollkommen davon überzeugt hielten. Wären diese nicht gewesen, man würde an Ihrem Hofe noch lange selbst an dem gezweifelt haben, was man, so bald die Fehde angieng, nun für ganz ausgemacht und entschieden hielt.

Friderich.

Friederich.

Sehr spizig, Madame! Ich verstehe, was Sie sagen wollen. Warum wollen Sie mir das zum Vorwurfe machen, was Eugen Ihrem Vater, Karln *VI.* zu der Zeit so dringend rieth, da sich dieser es so sauer werden ließ, die Gewährleistung seiner pragmatischen Sanktion: daß Sie nach seinem Tode die einzige Erbinn aller seiner Staaten seyn sollten, nicht nur vom deutschen Reiche, sondern auch fast von allen Europäischen Mächten, zu erhalten? Er rieth nämlich, seiner Erbinn ein zahlreiches Heer und eine volle Schatzkammer zu hinterlassen. Der Erfolg zeigte, daß er gründlich gerathen, und die, die seinem Rathe nicht folgten, sondern sich auf bloße Worte und Zusagen verließen, nicht gar vorsichtig gehandelt hatten. Da die Kurhäuser Baiern und Sachsen an jener Sanktion durchaus keinen Geschmak finden konnten, ihre Gerechtsame dardurch für gekränkt hielten, und nach dem Tode Ihres Vaters solche mit den Waffen durchsezen wollten, so würde das sicherste gewesen seyn, ihnen mit geübten Armeen zu begegnen, und sie, da sie sich auf keinem andern Wege belehren lassen wollten, auf diese Weise von ihren unrichtigen Begriffen zu heilen. — Was Sie mir in Absicht auf Ihre auf der pragmatischen Sanktion gegründete Rechte, Ihrem Vater in allen seinen Staaten nachzufolgen, antworten, das soll Ihnen in Rücksicht auf meine Ansoderungen an Schlesien geantwortet seyn.

Theresia.

Wenn ich Sie recht fasse, so wollten Sie so viel sagen: Meine Rechte an die ganze Erbschaft meines Vaters stunden auf so schwachen Füßen, als die Ihrige an Schlesien. Ich hätte es machen sollen, wie Sie, und durch Kriegsheere ersetzen, was den Deduktionen an

Bündigkeit abgieng. Aber vergeben Sie mir, wann ich an der Aehnlichkeit beyder Fälle zweifle. Wie können Sie doch behaupten, daß ich keine gerechte Ansprache an die Staaten meines Vaters gehabt habe? Das ist es eben, worauf sich mein Vater fest verließ, und nicht glaubte, Armeen nöthig zu haben, um das seiner Tochter zu erhalten, was ihr Gott und das Recht zusprach. Wie mögen Sie es doch auf sich nehmen, meine Rechte mit den Ihrigen zu vergleichen? Ja, wenn ich Ihnen noch so viel einräumen wollte, so würde ich Ihre gerechte Ansprache an die Schlesischen Herzogthümer, Jägerndorf, Liegnitz, Brieg, Wohlau und zugehörige Herrschaften, endlich nicht bezweiflen. Aber machen denn diese ganz Schlesien aus? Und haben Sie ganz Deutschland und Europa überzeugt, daß jenes Recht nicht dem mindesten Widerspruch mehr unterworfen sey?

Friederich.

Wenn der Gegenstand der pragmatischen Sanktion Ihres Vaters so ganz im Reinen war, warum war dann die Gewährleistung derselben, die man von Deutschland und den übrigen wichtigsten Europäischen Mächten zu erhalten suchte, beynahe mehr als 20 Jahre hindurch fast das einzige Geschäfte des Wiener Hofes? Und wenn man sie von einem Hofe erhalten hatte, so glaubte man weiß nicht was für große Dinge errungen zu haben. Diese Betriebsamkeit mußte den Höfen selbst verdächtig vorkommen, an die man sich bey diesem Gesuch wendete. Und die allermeiste, ich will nicht sagen, alle, haben sich ihre Einwilligung auch durch wichtige Opfer bezahlen lassen. Aber da es auf That, und nicht mehr auf Worte, ankam, so traten sie auf die Hinterbeine, erklärten ihre Gewährleistung so, daß es so gut war, als ob sie niemal geschehen wäre, und Eugen wurde noch in seinem Grabe

Grade gerechtfertiget, daß Armeen in solchen Fällen bessere Dienste thun, als die feyerlichste Traktaten.

Theresia.

Mein Vater Karl *VI.* hatte Deutschland so regiert und während seiner ziemlich langen Regierung fast mit allen Mächten von Europa in so gutem Vernehmen gelebt, daß er hoffen durfte, man werde in seiner zu meinem Besten gemachten Verordnung nichts finden, das seine Gerechtigkeitsliebe compromittiren könnte; und ihm, auf seine Bitte, eine Gefälligkeit erweisen, die er in manchen Rücksichten vorher so wohl verdient hatte. Daß seine Erwartung nicht erfüllt wurde, das mögen die Feinde seines Hauses verantworten, die nicht zu ruhen schienen, bis sie die Oesterreichische Monarchie um eine Provinz nach der andern gebracht hatten. Welche Staaten sind nur seit dem Anfang dieses Jahrhunderts derselben entzogen oder davon abgerissen worden! Ich mag sie nicht nennen, um meine Empfindlichkeit nicht ganz rege zu machen.

Friederich.

Sie reden nur von dem, was Oesterreich verloren, und nicht von dem, was es seit 300 Jahren gewonnen hat. Wie würde nicht Rudolph *I.* erstaunen, wenn er sehen könnte, zu welcher Größe Habsburg in seinen Nachkommen hinangestiegen sey! Ein Haus kann durch seine Größe fallen. Es wurde also für Oesterreich gesorgt, daß dieser Fall nicht eintreten mögte. — Um noch einmal auf die pragmatische Sanktion zu kommen, Ihr Vater Karl *VI.* verriethe nicht das beste Gewissen, daß er sie errichtete. Wäre alles so klar entschieden gewesen, als man Europa glauben machen wollte, was bedurfte es einer solchen Verordnung, so großer Weitläuftigkeiten, so beträchtli-

cher Bemühungen, um die Gewährleistung von denen, denen man, aus wichtigen Gründen nicht traute, herauszubringen? Ich fochte diese Sanktion nicht an, wie ich Ihnen mehr als einmal bezeugt habe. Aber die Ansprüche der Häuser Bayern und Sachsen auf die Oesterreichische Erbfolge hatten mehr auf sich, als die gutmüthige Verehrer des Oesterreichischen Hauses glaubten; und wenn ich in ihrer Stelle gewesen wäre, so würde ich nicht anders verfahren seyn, als sie.

Theresia.

Jene Häuser stunden von jeher unter dem Einfluß auswärtiger Mächte, denen, um ihre Vergrößerungsabsichten durchzusetzen, daran gelegen war, Oesterreich, es möchte kosten, was es wollte, zu demüthigen, und nicht nur an weiterm Anwachs zu verhindern, sondern auch um das, was es rechtmäßig besaß, zu bringen. Triebe der Dankbarkeit sprachen nicht aus ihrem Verhalten. Was Oesterreich im dreyßigjährigen Kriege an Sachsen und Baiern gethan hat, dessen wurde vergessen. Jenes erhielt die Lausitz, und dieses die Kur. Aber die Zeiten sind vorbey. — —

Friederich.

Erinnern Sie sich nur der Folge jener Begebenheiten, Madame, so werden Sie Ihre Klagen herabstimmen. Sachsen erhielt die Lausitz zur Dankbarkeit von Oesterreich, und eben so Bayern die Kurwürde. Vielleicht darf man es nicht einmal Dankbarkeit, sondern nur vertragsmäßige Bezalung für geleistete Dienste nennen. Sollte es aber doch Dankbarkeit seyn, so hatte ohne Zweifel Sachsen noch weit mehr, als nur die Lausitz dafür verdient, daß es als ein Protestantischer Reichsstand die Sachen der Protestanten verließ, sich

auf

auf die Seite Oesterreichs, das, wie Sie wissen, jenen nie aufzuhelfen verlangte, schlug, und auf die Weise der Uebermacht Ihres Hauses ein nicht für jedermann sehr erwünschtes Gewicht gab. Eben dieß war der Fall mit Bayern und der Kurwürde. Der Herzog von Bayern, Maximilian, sollte, nach den Absichten der Kurfürsten von Sachsen, Pfalz und Brandenburg nach dem Tode des Kaisers Matthias, den Kaiserthron besteigen. Er war aber, da er die große Macht und Bündniße des Hauses Oesterreich betrachtete, und seine eigene Kräfte maß, zu klug, diesen Antrag anzunehmen. Doch wußte er ihn so zu benutzen, daß er sich bey dem nachmaligen Kaiser Ferdinand *II.* der einen Besuch bey ihm abstattete, einen Verdienst aus dieser großmütigen Weigerung machte. Hierauf kam es zwischen diesem und Maximilian zu einem Vergleich, daß, wenn Friederich von der Pfalz die Wahl zum Könige von Böhmen annehmen würde, ihm die Kurwürde genommen und der Bayerischen Geschlechtslinie gegeben werden sollte. Wie sehr er sich diese glänzende Aussichten habe reizen lassen, Ferdinands *II.* Absichten beyzutreten, und wie es ihm mit dem Kurhut gelungen, weiß die Welt. Was also Oesterreich an Bayern gethan, das war die Wiedervergeltung für die gute Dienste Bayerns. Und Sachsen und Bayern hatten überdieß nicht einmal große Ursache, mit diesen Acquisitionen vor dem patriotischen Deutschland groß zu thun, da man ihnen den gerechten Vorwurf machen konnte, daß sie die für das Reich so gefährliche Macht Oesterreichs bloß aus Privatabsichten und Eigennutz noch mehr erheben geholfen, und, anstatt das verlorne Gleichgewicht wieder herzustellen, Oesterreichs Schaale zum augenscheinlichen Nachtheil Deutschlands sinken gemacht haben. Sachsen ließe sich durch Gustav Adolph nachgehends eines bessern belehren, und Bayern fühlte gleichfalls, daß es seine Kurwürde etwas zu theuer gekauft hätte. Das hätte also

seine Erledigung, daß bey den bemeldten beyden Kurhäusern von Dankbarkeit gegen Oesterreich die Rede nicht seyn konnte. Auch wäre das der Dankbarkeit zu viel zugemuthet, so gegründete Ansprüche aufzugeben, als sie an die Oesterreichische Erbfolge machten.

Theresia.

Ja, ja, ich höre den Verfaßer der Denkwürdigkeiten von Brandenburg. Dort heißt einer meiner Vorfahren Ferdinand *II.*, der Tyrann von Deutschland. Ich hätte bey dem, was Sie mir da erzählt haben, vieles anzumerken. Wir wollen uns aber auf jene alte Begebenheiten nicht einlassen. Sie widersprechen mir doch das nicht, daß Sachsen meinem Hause Dank schuldig war, wenn man nur an die Polnische Krone denkt, die zween Kurfürsten von Sachsen nach einander nicht erhalten hätten, wenn Oesterreich nicht gewesen wäre?

Friederich.

Behaupten Sie diese Verbindlichkeit zum Dank im Ernste, Madame? Ich weiß, daß es mit der Verwendung des Kayserlichen Hofes für Sachsen darauf angesehen war, Dank zu verdienen. Aber es gibt je und je Dienste, deren Unterlassung oft mehr Belohnung verdient hätte, als da man dem, der sie verlangt, zu Willen worden ist. Man schrie im siebenjährigen Kriege über meine Besitznehmung von Sachsen, als über eine Unternehmung, die dieses Land in einen Abgrund von Jammer gestürtzt habe. Es mag seyn, daß, das Uebertriebene bey den Klagen abgerechnet, der Nutzen nicht sehr groß war, den es von meiner Besitznehmung hatte. Aber gesetzt, es wäre in jenen 7 Jahren noch so bunt darinn zugegangen, so war der Schade sicher nicht so groß, als daß zween seiner Kurfürsten Könige von Polen waren.

waren. Sehen wir die Sache auf dieser Seite an, so hatte das Kurhaus Sachsen noch weniger Grund seine Rechte an die durch die Erlöschung des Oesterreichischen Mannsstamms erledigte Staaten von Oesterreich zu verkennen.

Theresia.

Die Hauptsache haben wir immer noch nicht berührt. Sachsen und Bayern sollen gegründete Ansprüche an die Oesterreichische Erbfolge gehabt haben?

Friederich.

Warum nicht? Kaiser Ferdinand *I.* hatte in seinem Testamente verordnet, wenn seine eigene, oder seines Bruders Karls *V.* männliche Erben aussterben sollten, so sollen seine österreichischen Lande seiner Zwoten Tochter Anne, der Gemahlinn des Herzogs von Bayern Albrechts, und ihren Kindern zufallen. Durch den Tod Karls *VI.* Ihres Vaters, ereignete sich dieser Fall würklich. Wer konnte Bayern darum verdenken, daß es von dieser seinem Hause so vortheilhaften Verordnuug Gebrauch machen wollte?

Theresia.

Und die Ansprüche des Kurhauses Sachsen? Wenn diese so gründlich sind als die eben angeführte, so werde ich noch mehr von der Gerechtigkeit der höchsten Vorsehung überzeugt, die nicht für gut fand, die Unternehmungen jener beeden Häuser zu meinem Nachtheile zu beglücken.

Friederich.

Von dem letztern reden wir nun nicht. Kursachsens Rechte waren noch entschiedener. Sie wissen, daß Ihr Großvater, Kaiser

Leopold

Leopold wenige Jahre vor seinem Tode einen Vertrag zwischen seinen beeden Söhnen, Joseph und Karl gemacht hat, kraft dessen die Erben Josephs, als des ältesten Sohns, vor den Erben Karls, als des jüngern, in den Oesterreichischen Ländern folgen sollen. Die beeden Kurfürsten, von Sachsen und Bayern, waren an Josephs Prinzeßinnen vermählt. Wer konnte ihnen nun die Erbfolge streitig machen?

Theresia.

Und hierauf wollen Sie sich so viel zu Gute thun? Ihre Gemalinnen selbst konnten und mußten sie belehren, daß ihr dem ersten Anblick nach in der That höchst scheinbares Recht erloschen sey, weil sie, bey ihrer Vermählung mit diesen zween Prinzen auf die Erbfolge in jenen Staaten feyerlich Verzicht gethan hatten. Und damit ist auch auf den grossen Einwurf von K. Ferdinands *I.* Testamente der gehörige Bescheid ertheilt. Ueber dieß alles hatten sie beede die pragmatische Sanktion garantirt.

Friederich.

Auf beedes haben diese zween Kurfürsten, da die Sache zur Sprache kam, genugsam geantwortet. Und das Garantiren der pragmatischen Sanktion — wie konnten sie das, nach der bey den Großen der Erde wohlhergebrachten Observanz hindern? Wie oft haben Sie mir wohl meine Staaten, und insbesondere Schlesien, garantirt? Und was bin ich dabey gebessert gewesen? Es scheint gründliche Wahrheit zu seyn, was man, seitdem wir beede zur Regierung gekommen sind, zu sagen pflegt: „Krieg sey zwischen den Häusern Oesterreich und „Brandenburg Regel, und der Friede Ausnahme von der Regel.“ Was dünket Sie von diesem Satz? Ich wenigstens habe ihn in den 46 Jahren meiner Regierung vollkommen wahr gefunden.

Theresia.

Theresia.

Wer mich kannte, wußte meine Abneigung vor dem Krieg. Mein ganzes Herz empörte sich, sobald davon nur die Rede war. Schließen Sie also hieraus, Sire, auf wen die Schuld von der leidigen Richtigkeit jenes Sazes fallen muß. Sezen Sie noch hinzu, wer allemal am ersten die Hände zum Frieden geboten habe, Sie oder Ich? Vier Kriege haben wir mit einander geführt. Wer hat sie alle angefangen, wer hat sie alle am liebsten geendigt, Oesterreich oder Brandenburg?

Friederich.

Sie fragen sehr viel auf einmal, und legen die Antwort schon in die Frage. Jene ist mir also erspart. Nur werden Sie mir erlauben, Madame, Ihnen auch einige Fragen vorzulegen. Was ist die wahre Ursache von jenem so sonderbaren, und, wie Sie richtig sagen, leidigen Saz? Hatten Sie eine so ernstliche Abneigung vor dem Kriegführen, wie kam es, daß sie dieß und jenes auf die Entscheidung der Waffen ankommen ließen, das man, ohne zu Felde zu gehen, in der Güte hätte berichtigen können? Warum wurde in Ihrem und Ihrer Bundsgenossen Cabinetten manches angezettelt, das einen Krieg nothwendig zur Folge haben mußte, wenn der, auf den jene Projekte gemünzt waren, nicht so gutmüthig war, alles über sich verhängen zu lassen, was man wollte? Bekennen Sie nur ohne Rückhalt, was die Welt vorhin weiß, daß Eifersucht über den blühenden Wohlstand des Brandenburgischen Hauses, den manche, die dieses Haus für die Schuzwehre der Protestanten in Deutschland halten, und zu halten Ursache haben, mit scheelen Augen ansahen, und noch ansehen, die Triebfeder von allem war, was widriges zwischen uns beeden vorgegangen ist.

Theresia.

Sie reden von der Eifersucht über den Wohlstand des Brandenburgischen Hauses, und geben solche, wie ich, ohne daß Sie es gerade heraus sagen, deutlich merke, meinem Hause Schuld, eben als ob Preussen nicht in dem gegenwärtigen Jahrhundert eben die Rolle gegen Oesterreich spielte, die Frankreich in dem vorigen und in dem jezigen, bis auf einen gewißen Zeitpunkt, da sich das Blatt glücklich wendete, weil Bourbon zu seinem guten Glück aufmerksam wurde, gespielt hat; das ist eben, als ob Preußen nicht die Eifersucht über Habsburgs Grösse — ich darf mich dieses Ausdrucks aus Dankbarkeit gegen die höchste Vorsehung, deren Augenmerk mein Haus zu allen Zeiten gewesen ist, ohne Ruhmredigkeit wohl bedienen — zum einigen Gesichtspunkt bey allen Staatsverhandlungen, Kriegen, Friedensschlüßen, Traktaten, Bündnißen ꝛc. machte. Daraus, ohne alle Zurückhaltung zu reden, erklärte ich und meine Bundsgenossen, seit dem Antritt Ihrer Regierung alle Ihre Tritte und Schritte; die Eroberung Schlesiens, Ihren Einfall in Böhmen, gar wenige Jahre nach dem Breslauer Frieden, Ihre Weigerung bey der Wahl meines Gemahls zum Römischen Kayser; Ihre Abneigung vor der Wahl meines Sohns zum Römischen Könige, die durch Großbritannien kurz nach dem Aachner Frieden aus wahrem Patriotismus bey dem Kurfürstl. Collegium in Vorschlag gebracht wurde; den siebenjährigen Krieg, vor dessen bloßer Erinnerung ich mich noch entsetze; den Bayerischen Erbfolgekrieg, der, dem Himmel seye es gedankt, doch nur wenige Monate währte. — Und daraus wird auch mein Sohn das, was nach meinem Hintritt geschehen ist, zu erklären wissen: Ich berühre es nicht, danke der Vorsehung, daß sie mich diesen Zeitpunkt nicht hat erleben lassen. Mit Einem Wort, so lange Sie und ich auf dem Thron saßen, hatte Deutschland nichts

zu

zu thun, als immer auf seiner Hut zu seyn, vor jedem Fünkchen, das hie und da glimmte, oder nur glimmen wollte, zu erschrecken, und sich mit bangen Blicken überall umzusehen, ob nicht ein Ungewitter an einem Ort aufsteige, wo man es am wenigsten vermuthete.

Friederich.

Eine jede Sylbe von dem, was Sie mir sagen, ist ein Zeuge Ihrer Aufrichtigkeit. Sie verhalten mir nichts, und ich wundere mich, daß Sie sich nicht noch ausführlicher herausgelassen haben. Sie hätten noch mehr sagen können, um das Maaß meiner an Ihrem Hause begangenen Sünden weit überflüssender vorzustellen. Vielleicht kommt es noch nach, und ich will es erwarten. Wissen Sie was, Madame, geben Sie sich Mühe, noch offenherziger zu seyn, als Sie schon gewesen sind. Ich will es erwiedern, und nichts auf dem Herzen behalten, wenn es noch so sehr auffallen sollte. Aus dem, was wir miteinander sprechen, wird kein Krieg mehr entstehen. Wir haben dessen nun beede satt. Sie überlassen es Ihrem Sohne, und ich meinem Neffen, in welches Verhältniß unsere beederseitige Staaten in Zukunft kommen sollen. Ich überlasse Ihnen die Ehre, den Anfang zu machen.

Theresia.

Mit welchem Schein Sie die Eifersucht meines Hauses über die wachsende Größe des Ihrigen für eine Hauptquelle alles Mißverständnißes zwischen uns beeden angeben können, wie Sie vorhin gethan haben, das ist mir in der That unbegreiflich. Ohne meine Macht und Kräfte zu weit hinauf- und die Ihrige zu weit herabzusetzen, darf ich immer behaupten, daß Oesterreich Brandenburg, auch seitdem Schlesien von jenem zu diesem gewandert ist, überlegen sey.

Friederich.

Nur ein Wort dazwischen, Madame, wenn dem so ist, warum mußte dann vor dem siebenjährigen Kriege halb Europa von Oesterreich aufgeboten werden, um Brandenburg, wenn dieses jenem so weit nachstehen muß, in die Gränzen, die ihm seine Neider gesetzt hatten, zurückzuweisen?

Theresia.

Ich habe nicht behauptet, daß Brandenburg Oesterreich so weit nachstehen müße, wie Sie sagen. Auf den andern Punkt werde ich mich, wenn wir auf jene Epoche kommen, erklären. Und nun lassen Sie mich fortfahren, wo ich stehen geblieben bin. Wenn ich also keine Ursache zur Eifersucht hatte, warum hätte ich über ein Haus eifersüchtig seyn sollen, das sich mit mir noch nicht messen konnte. — Vergleichen Sie unsere beederseitige Staaten, in Absicht auf Ausdehnung, Volks-Menge, Fruchtbarkeit und Einkünfte, mit einander — Und am Ende hätte ich ja gar den K. Leopold, meinen Großvater, noch in seinem Grabe, übel darum ansehen müssen, dem Ihr Haus, wie Sie gerne eingestehen werden, die Königliche Würde zu danken hat. Freylich hätte man dem Baron Hocher, Minister meines Großvaters, dem das Gesuch Ihres Großvaters, Friderichs *I.* durchaus nicht einleuchten wollte, glauben, und nicht so willfährig seyn sollen, als man gewesen ist. Dieser weitsehende Minister warnte den Wiener Hof, da eben die Anerkennung der königlichen Würde von Ihrem Hause so heftig betrieben wurde, sich vor jenem neuen Könige an der Ostsee in Acht zu nehmen. —

Friederich.

Friederich.

Sie scheinen mit dem Umstand, daß mein Großvater dem Ihrigen seine Krone zu danken gehabt habe, sehr viel sagen zu wollen. Ohne Zweifel lauft ihre Reflexion abermal auf die Pflicht der Dankbarkeit hinaus, die man von Seiten meines Hauses gegen das Ihrige aus den Augen gesetzt haben solle? Meinen Sie diß, so erlauben Sie mir, mich darüber zu erklären. Aufrichtig zu reden, so war ich nie mit mir selbst recht darüber einig, ob ich meinem Grosvater den Einfall, König zu werden, danken sollte, oder nicht? Vielleicht würde alles geschehen seyn, was geschehen ist, wenn ich als bloßer Kurfürst von Brandenburg meine Staaten beherrscht hätte. Ob dem Kayserlichen Ansehen, das ein Kurfürst erkennen muß, durch die Königliche Würde desselben Abbruch geschehen könne, — ob ein solcher Kurfürst, wenn er König ist, sich nicht beygehen laßen möchte, die übrige Kurfürsten nicht mehr, als seines gleichen zu betrachten, wohl gar auf den deutschen Reichsversammlungen einen Vorzug vor ihnen zu verlangen, oder sich von den Reichslasten zu befreyen ꝛc. Davon ließe sich vieles sprechen, wenn wir uns darauf einlassen wollten. Ob dem Maximilian Emanuel, Kurfürsten von Bayern, den Ihr Oheim, der Kayser Joseph *I.* seine schwere Hand fühlen ließe, da er, gerade wie Sie, Madame, im siebenjährigen Kriege, die Franzosen im spanischen Erbfolgkriege in das Reich brachte, würde widerfahren seyn, was ihm widerfahren ist, wenn er zugleich König gewesen wäre, weiß ich nicht — Als im Jahr 1757. der Reichsexecutionskrieg auf dem Reichstage zu Regensburg wider mich beschlossen wurde, ich auch — Sie erinnern sich ohne Zweifel noch wohl, auf wessen Betreiben — in die Reichsacht erkläret werden sollte, so ist mir immer, als ob mir die mit Maximilian Emmanuel gespielte Tragödie im Sinn gelegen

 wäre.

wäre. Auch erinnere ich mich noch, der Asche meines Großvaters über das, was ich in den Denkwürdigkeiten von Brandenburg wider seine Erhebung zum Könige eingewendet hatte, in meinem Sinn eine Ehrenerklärung gethan, und sie geseegnet zu haben. — Doch dieß nur im Vorbeygehen. Es ist wahr, Leopold gab bey der Erhebung Preussens zu einem Königreiche das Gewicht. Doch war er es nicht ganz allein, auf den es ankam, und Frankreich hatte schon meinem Urgroßvater Friederich Wilhelm, dem Großen, eben diesen Antrag gemacht, zum klaren Beweise, daß andere Europäische Höfe auch ein Wort hiebey zu sagen hatten. Uebrigens war abermal die Gefälligkeit des Kayserlichen Hofes in dieser Sache nicht blos Großmuth. Der Kurfürst mußte sich anheischig machen, für eine nicht zu große Summe 6000 Mann zu werben, um sie in Ungarn wider die Türken gebrauchen zu können.

Theresia.

Diese handvoll Leute, ohne deren Mitwirkung doch die Kayserliche Armeen in Ungarn gewiß auch mit den Türken würden fertig geworden seyn, wird doch den großen Dienst, den Leopold Friederich dem *I.* that, da er ihm zur Königlichen Würde half, nicht aufwiegen sollen? Auch half er ihm zur Anwartschaft auf das Fürstenthum Ostfrißland — wie können Sie noch sagen, daß Oesterreich den Anwachs von Brandenburg mit scheelen Augen angesehen habe, da es vielmehr solches noch mehr erhöhen und vergrößern half?

Friederich.

Wenn Sie die Zeiten nicht unterscheiden, so werden wir mit unsern Disputen nie zu Ende kommen. Leopold dachte anders, als Theresia.

Theresia.

Theresia.

Leopold würde, wenn er in die Zukunft hätte sehen können, freylich anders gedacht, und der königlichen Würde Preußens die Bahn nicht so eben gemacht haben.

Friederich.

Ich zweifle. Sie wissen ja, was dem Gesuch meines Großvaters an dem Kayserlichen Hofe redlich den Ausschlag gegeben hat? Leopold war, es soll zu seinem Ruhme gesagt seyn, ein frommer tugendhafter Prinz. Wer ihn des Ehrgeitzes beschuldiget, begeht eine offenbare Ungerechtigkeit. Von dieser Leidenschaft war niemand so sehr entfernt, als er. Nur galten Leute zu viel bey ihm, deren Ansehen zum Glück der Völker an den Höfen je länger je mehr abnimmt. Die Klerisey besaß beynahe sein ganzes Herz, und statt der Belohnung mißbrauchten sie seine Gnade. Angenommen, daß die Erhebung des Herzogthums Preußen zu einem Königreiche ein wesentlicher Dienst für mein Haus gewesen sey, so hat es ihn der Andacht Leopolds, und der Verwendung eines Jesuiten zu danken. Lachen Sie nicht, Madame! erklären Sie hieraus vielmehr das, was ich dem Jesuiten zu lieb, da dieser Orden aufgehoben wurde, überhaupt aber der katholischen Kirche in meinen Staaten gutes gethan habe. Hätten nur auch meine Glaubensgenossen in Ländern, die der Römischkatholischen Religion zugethan sind, eben das rühmen dörfen?

Theresia.

Nun weiß ich mir Ihre Unschlüßigkeit, ob Sie Ihrem Großvater für seine Erhöhung zum Könige Dank wissen sollen, oder nicht, erst zu erklären. Etwas, das Andacht zur Quelle, und einen

Geistlichen zum Beförderer hat, kann wohl nicht sehr nach Ihrem Geschmack seyn? Ihr Wunsch zum Besten Ihrer Glaubensgenossen in Römischkatholischen Ländern ist höchst billig. Sie liebten die Toleranz, und ich die wahre allein seelig machende Religion. Ich war von der Richtigkeit meiner Meinung überzeugt, und Sie von der Ihrigen. Wollten Sie aber mich von ferne der Verfolgungssucht bezüchtigen, so würden Sie mir äußerst unrecht thun. Doch über diesen Gegenstand werden wir so wenig einig, als über Schlesien. Und wie würkten denn die Andacht meines Großvaters und ein Jesuite zusammen, um einen Protestantischen Kurfürsten zum Könige zu machen?

Friederich.

Merken Sie wohl, Madame, ich sezte zwar die Andacht Leopolds voraus, und den Eifer eines Jesuiten zum Vortheil eines Protestanten, hintennach. Aber jene war diesem untergeordnet, sonst möchte wohl die heftige Sehnsucht meines Großvaters nach einer Krone nicht befriedigt worden seyn. Und wenn Sie für die Ruhe der Seele, Ihres Großvaters bange werden sollten, daß seine Andacht eine in mancher Rücksicht verkehrte Richtung genommen habe, und durch den Jesuitischen Beichtvater irre geführt worden seyn möchte, so wird Ihnen der Ausgang der Sache für alle Besorgniß gut seyn.

Theresia.

Die Seele meines Großvaters ruhet gewiß, wenn sie auch wüßte, was für Seegnungen von dem durch ihn errichteten Preußischen Königsthron auf seinen Enkel 40 Jahre in der Folge ausgeströmt sind. — Die Jesuiten verloren unter meiner Regierung die Beichtvaterstellen an den Höfen; daraus folgt aber nicht, daß sie niemal gründ-

liche

liche Gewissensräthe gewesen seyen. Doch möchte Leopolds Beichtvater zum Unglück eine Ausnahme gemacht haben. —

Friederich.

In der Reformirten Kirche, zu der ich mich bekannte, sind keine Beichtväter. Hätte ich aber einen gehabt, so würde er nicht Sitz und Stimme im Kabinet gehabt haben.

Theresia.

Wären Ihre Rechte auf Schlesien so gegründet gewesen, als ungezweifelt richtig das ist, was Sie hier sagen, und was ich auch ohne Ihr Königliches Wort, glaube, so — Aber denken Sie doch nun, wie unbillig! Hätte Leopold gedacht, wie Sie, so wäre Friederich *I.* ewig nicht zu seinem Zweck gekommen.

Friederich.

Vollkommen richtig, Madame. Aber hören Sie weiter. Zehen und mehr Jahre verfloßen, ehe Leopold meinem Großvater endlich das Jawort gab. Vielmehr schienen sich je länger je mehr unüberwindliche Schwierigkeiten hervorzuthun, besonders, da eben der Beichtvater, der Jesuit Wolf, alles erschöpfte, um Leopolden von der Willfährigkeit gegen Friederich *I.* abzubringen, oder, besser zu sagen, ihm den ganzen Entwurf, als der wahren Religion höchst nachtheilig, aus dem Sinne zu reden. Der Brandenburgische Gesandte, belehrt von dieser verdrießlichen Lage der Sachen, schrieb nach Berlin, daß für den Kurfürsten nun nichts mehr übrig sey, als an den P. W. eigenhändig zu schreiben. Diese zween Buchstaben sollten einen Prinzen andeuten, dessen Name sich mit W. anfieng. Der

 Sekretär

Sekretär aber, der diese räthselhafte Schrift dechifriren sollte, glaubte, unter diesen zween Buchstaben den Pater Wolf zu finden. An diesen schrieb also der Kurfürst, und der Jesuite ward durch diese Herablassung eines Kronkandidaten gewonnen. Leopold fand nun, überzeugt durch die gründliche Belehrungen seines Beichtvaters, keine Schwierigkeit mehr, in das Begehren Friederichs zu willigen, und nicht nur selbst ihn für einen König von Preußen zu erkennen, sondern ihm auch durch seine Empfehlung andere Deutsche und Europäische Höfe geneigt zu machen.

Theresia.

Die Vorsehung bedient sich wunderbarer Wege, ihre Absichten auszuführen: hat auch eben sowohl die besten Absichten dabey, wenn sie etwas nicht mit Gewalt oder durch Wunderwerke hindert, was ihrem Plan eben nicht gemäß ist, oder zu seyn scheint. — Wer weiß auch, was Friederich in seinem Briefe an den Beichtvater für wichtige Gründe angeführt hat, die ihm vorher fremd waren, ihn aber nun vollkommen überzeugten, daß er Gewißenshalber verbunden sey, Leopolden zu vermögen, alles zur Erfüllung der Wünsche Friederichs beyzutragen.

Friederich.

Sie gedachten der wunderbaren Wege der Vorsehung, Madame, und von der Zulassung solcher Dinge, die ihrem Plan nicht immer gemäß seyen. Ich verstehe, was Sie damit sagen wollen.

Theresia.

Ich sagte es, um verstanden zu werden, und habe nichts dawider, wenn Sie eben die Anwendung davon machen wollen, die ich mache.

Friederich.

Friederich.

Wunderbar war freylich auch, was ich fast aus der Acht gelassen hatte, und das zur Seelenkunde des P. Wolfs nicht unbeträchtlich ist. —

Theresia.

Uneigennützigkeit wenigstens zeigte der Jesuite gewiß, wie alle Umstände beweisen: Und wer das Stolz-nennen wollte, daß ihm der Kurfürst die Ehre eines Handschreibens erweisen mußte, der würde nur seine Neigung, Arges zu denken, verrathen. Wolf hatte Ehre genug, der Vertraute und Beichtvater eines Kaisers zu seyn. —

Friederich.

Uneigennützigkeit, bey einem Jesuiten? Die Geschichte ist noch nicht zu Ende, Madame. Mein Großvater ließ sichs die größten Summen kosten, sein Vorhaben durchzusetzen. Nicht weniger, als 6,000,000 Rthlr. waren es, die er auf die ganze Sache, die Krönungs-Ceremonien, bey denen er sich vorzüglich wohl gefiel, mit eingerechnet, verwendete. Zum Beyspiele, jeder diamantne Knopf an seinem Kleide war 3000 Dukaten, und die Agraffe an seinem Mantel 100,000 fl. werth. Sein Gefolge war bey der Reise nach Königsberg, wo er sich die Krone selbst aufsetzte, so zahlreich, daß ausser den herrschaftlichen Pferden fast 30,000 Vorspannpferde erfordert wurden. — Und nun von den oben bemeldeten 6,000,000 Rthlr. bekam der Jesuiter-Orden für die vortrefliche Dienste seines ehrwürdigen Mitgliedes, nicht weniger, denn 200,000 Rthlr. Das hieß doch eine Bezahlung für einen Gewissensrath, der er sich nicht schämen durfte?

Theresia.

Und num die Schlüße aus diesem allem? Nicht wahr, daß entweder Ihr Großvater die Krone nicht hätte suchen; oder da er sie

gesucht hat, ihm mein Großvater nicht zu Willen werden sollen; oder endlich, da er das letztere doch gethan hat, und wiewohl er es gethan hat, Ihr Haus dem meinigen nicht so vielen Dank schuldig ist, als man, ehe man alles beym rechten Lichte besieht, denken möchte. Ich habe es ja errathen, Sire?

Friederich.

Ich finde sehr wenig an Ihren Reflexionen auszusetzen, Madame, wenn mich schon Ihr Ton lehret, in wessen Namen Sie dieß alles gesagt haben wollen, und daß Sie es so gar ernstlich nicht meinten.

Theresia.

In meinem eigenen. — Es ist alles mein ganzer Ernst. Wäre die Königliche Würde Preußens nicht schon vorhanden, sie würde 40 Jahre nachher nimmer zu Stande gekommen seyn. Und sollten Sie, bey Ihren bekannten Grundsätzen der Sparsamkeit und Staatswirthschaft, mit den ungeheuren Summen zufrieden seyn können, die diese Unternehmung gekostet hat? Die Dankbarkeit gegen das Kayserliche Haus will ich endlich gar nicht berühren: die Sache ist schon gar zu lange vorbey. —

Friederich.

Sie haben mich vollkommen auf Ihrer Seite. Wäre mit der Königskrone ein Zuwachs von Macht verbunden gewesen, so hätte sich noch etwas davon reden lassen. Das sahe mein Großvater, der große Kurfürst, der doch gewiß ein besserer Staatsmann war, als sein prachtliebender Sohn, wohl ein, sonst würde er dem Antrag Ludwigs *XIV.* Gehör gegeben haben, der ihm mehrere Jahre vorher vom Königstitel

vorsagte.

vorsagte. Friederich *I.* machte schon als Kurfürst, zu einer Zeit, da seine Unterthanen die Plagen des dreyßigjährigen Kriegs noch fühlten, und kaum sich zu erholen angefangen hatten, einen Aufwand, der weit über die Kräfte seiner Staaten war. Unmöglich konnte er also andere bewegende Ursachen, als seine natürliche Neigung, zu diesem Unternehmen haben. Staatskunst war es gewiß nicht. Alle seine Minister setzten sich dawider. Und sie mußten es thun, wenn sie als Patrioten und redliche Männer handeln wollten. Sie konnten ihm vorstellen, daß, wenn es ihm wieder alles Vermuthen gelingen sollte, er keinen wesentlichen Nutzen, ja vielleicht noch gar Schaden davon haben würde. Vergeben Sie mir Madame, wenn ich auch das noch hinzusetze: Pater Wolf hat vielleicht an dem Hofe Leopolds nicht einmal so viel dazu beygetragen, das Vorhaben des Kurfürsten zu erleichtern, als die Betrachtung, daß sich der Kurfürst hierdurch entkräften, und so, seiner Erhöhung ungeachtet, andern, und besonders deutschen Machten weniger furchtbar werden würde. Nimmt man noch dazu, daß der Spanische Erbfolgekrieg bey dem Anfang der Unterhandlungen vor der Thüre, und nach der Krönung Friederichs *I.* bereits angegangen war, so läßt sich die Sache noch besser verstehen. Leopold hatte bey dem großen Bündniße, welches damals wegen der Spanischen Erbschaft wider Frankreich gemacht wurde, den Beystand meines Großvaters nöthig. Er versagte ihn auch würklich nicht, da man darum ansuchte, sondern erbot sich, während dem ganzen Kriege 10,000 Mann an das Haus Oesterreich auf seine Kosten zu geben, eine Compagnie Besatzung zu Philippsburg zu unterhalten, in allen Reichsangelegenheiten mit dem Kayser beständig einstimmig zu handlen, unter dem Vorwand der königlichen Würde keine Neuerung in der Verbindlichkeit seiner deutschen Staaten zu unternehmen,

auf die Hülfsgelder, die ihm Oesterreich noch schuldig war, Verzicht zu thun, und endlich bey den Kayserwahlen einem Prinzen aus Ihrem Hause seine Stimme zu geben, wenn sich nicht äußerst wichtige Gründe fänden, wodurch man genöthiget würde, einen Kayser aus einem andern Hause zu wählen. Sehen Sie, Madame, das war die Lage der Sachen am Anfange dieses Jahrhunderts bey der Erhebung meines Hauses auf den Königlichen Thron. Urtheilen Sie nun selbst, ob die Verbindlichkeit des Hauses Brandenburg gegen das Oesterreichische so groß angenommen werden muß, als Sie zu glauben scheinen? Wäre mein Vater, Friederich Wilhelm, nicht gewesen, der durch seine Staatshaushaltung und Sparsamkeit die Lücken wieder ausbesserte, die sein Vater gemacht hatte, so würde Brandenburg, anstatt durch die Königskrone größer geworden zu seyn, vielmehr je länger je mehr abgenommen haben, da der neue König noch 12 Jahre regierte, und sich den Gedanken nicht kommen ließ, durch Einschränkung des Aufwandes für seine Länder und Unterthanen zu sorgen, sondern, um den Glanz seines Königlichen Hofes noch mehr zu erhöhen, den verschwenderischen Pracht beynahe aufs höchste trieb. Je länger ich hierüber nachdenke, desto mehr werde ich zweifelhaft, ob sich dann Friederich *I.* durch seinen Königstitel so verdient um sein Haus gemacht habe?

Theresia.

Ich überlaße es Ihnen, wie Sie selbst entscheiden wollen. Daß Ihr Großvater seinem Hause eben so wesentliche Vortheile verschaft habe, als irgend einer seiner größten Vorfahren, so gar den Großen Kurfürsten, wie man ihn nennt, nicht ausgenommen, werden Sie doch nicht in Zweifel ziehen?

Friederich.

Friederich.

Das Kriegswesen versäumte er bey seinem starken Hang zur Pracht nicht. Er erhielte seine Festungen in gutem Stande, vermehrte die Werke von Magdeburg und Wesel, traf bey seinem Kriegsheere manche nützliche Veränderungen, und überließ es so gar zalreicher seinem Sohne.

Theresia.

Nun werden Sie doch mit ihm ausgelöset seyn, da Sie selbst ihm so viel rühmliches, besonders in Rücksicht auf seinen Kriegsstaat, nachsagen müßen? Etwas hätte ich doch auch noch beyzusetzen.

Friederich.

Vermuthlich etwas, das er Ihrem Hause noch oben darein, daß es ihn zum Könige machte, zu danken hat?

Theresia.

Es könnte seyn. Sie gestehehen ja, daß die Feldzüge, denen seine Truppen im Spanischen Erbfolgekriege beygewohnt haben, so geschickte Heerführer bildeten, daß der Nutzen von diesen Feldzügen sich noch bis in die Schlesischen Kriege erstreckt hat?

Friderich.

Von Herzen gern!

Theresia.

Sie behaupteten vorhin, die Dankbarkeit Ihres Hauses gegen das Meinige habe sich aufgehoben, weil mein Grosvater von dem Ihrigen für seine Dienste, bey der Erhebung Preussens zu einem Königrei-

nigreich, eben durch diese Hülfsvölker, die er ihm gegeben, bezalt worden sey. Aber davon, daß Ihr Vater Friederich Wilhelm im Utrechter Frieden, der meinem Vater so gar nicht vortheilhaft war, Zuwachs an Ländern erhalten habe, davon, sage ich, schweigen Sie weislich stille. Preußen erhielt den Spanischen Theil von Obergeldern und anderes mehr, das aber soviel nicht betrug.

Friederich.

Dieß wird doch mein Vater nicht dem Hause Oesterreich zu danken haben müssen, das bekanntlich über den Utrechter Frieden höchst unwillig war, weil es die Spanische Monarchie, trotz aller baaren Unmöglichkeit, nicht fahren lassen wollte? Jene Ländereyen erhielte Brandenburg von Frankreich. Gesetzt aber, das letztere wäre nicht, so hatte er es doch auch Oesterreich nicht zu danken.

Theresia.

Allerdings, wie Sie sagen! Ich besinne mich. Damit, daß Brandenburg sich in den Utrechter Frieden einließ, wollte es meinem Hause eben so wenig ein Compliment machen, als Holland, England und Frankreich. Warum sollte es denn Unmöglichkeit gewesen seyn, die Spanische Monarchie an Oesterreich zu überlassen?

Friederich.

Wäre Kayser Joseph *I.* am Leben geblieben, so wäre die Unmöglichkeit weggefallen. Aber die Spanische, und Kayserkrone auf Einem, auf Ihres Vaters, Haupte zu sehen, das war nicht nur für Deutschland, sondern für ganz Europa mißlich. Man dachte an die Zeiten Karls *V.* an die Zeiten der Ferdinande *II.* und *III.* da der

Kayser-

Kayserliche und Spanische nur Ein Hof waren, und von Leuten regiert wurden, wie die, denen mein Großvater die Krone zu danken hatte. — Sie erinnern sich ja des P. W.?

Theresia.

Daß man sich doch immer nur vor dem Anwachs der Oesterreichischen Macht fürchtete! Ein trefliches Mittel, alles zu entschuldigen, was mein Vater und ich während unserer Regierung erfahren mußten. Er kam um die Spanische Erbschaft; einige Jahre hernach um Neapel und Sicilien: ich um Schlesien und Bayern, rc. Und das alles aus der großen Ursache, die, wenn sie schon nicht sehr gründlich war, sich doch mit vielem Schein anführen ließe: damit die Freyheit Deutschlands und Europens nicht auf die Spitze gestellt würde.

Friederich.

Und warum hätte man sich denn vor dem Anwachs der Oesterreichischen Macht nicht fürchten sollen, wenn es Ihrem Hause gelungen wäre, die Spanische Monarchie davon zu tragen? Sie und Ihr Vater würden selbst nicht gleichgültig dabey geblieben seyn, wenn ein anderer, besonders ein protestantischer Hof von Europa dergleichen Versuche gemacht hätte. Vergeben Sie mir, wenn ich von der Brust weg rede. Seit dem Jahrhunderte Karls *V.* hatte man in Deutschland alle Ursache, wasam zu seyn, daß nicht Oesterreich und Spanien, die immer Ein Geist — und was für ein Geist, wissen Sie wohl, auch noch vor Ihren Zeiten — belebte, ernden möchten, wo sie nicht gesäet hatten. Im vorigen Jahrhunderte schrie man immer über Frankreichs Gewaltthätigkeiten. Es hat auch wirklich keine allzugrosse Verdienste um Deuschland, doch auch nicht gar keine. Aber

hätte man über diese nicht schreyen dürfen, so würde man über die eines andern Hofes haben schreyen müßen, den ich Ihnen selbst zu errathen überlassen will.

Theresia.

Nennen Sie nur diesen Hof gerade heraus. Es soll ohne Zweifel der Oesterreichische seyn. Warum sind Sie so rükhaltend, da Sie doch bisher aufrichtig genug waren? Diese Vorwürfe waren ich und mein Vater gewohnt, und man machte sie uns oft genug, mit dem innern Bewußtseyn, daß man uns unrecht thue. England und Holland waren für das Gleichgewicht Europens gewiß zu allen Zeiten wachsam; und doch zugleich unserm Hause günstig. Wären diese nicht gewesen, o was hätten mein Vater und ich im Spanischen und Oesterreichischen Erbsolgekrieg uns müssen gefallen lassen, da man sich recht wider uns verschworen hatte. Und das sind noch dazu Protestantische Mächten, denen ihre Glaubensgenoßen gewiß nicht weniger am Herzen lagen, als andere, die die Schutzgötter der Protestanten seyn wollten, aber nur, wenn sie dem Hause Oesterreich wehe thun konnten, und, um demselben wehe thun zu können.

Friederich.

Ich wünschte, daß Sie sich in diesem Punkte nicht auf England bezogen hätten, Madame! weil ich Dinge antworten muß, deren ich gern überhoben wäre. England Ihrem Hause günstig? Ja, aber zu einer Zeit, da es darum zu thun war, Frankreich in Schranken zu halten. Wilhelm von Oranien, der sich, zur Rettung Englands von dem andächtigen Jakob *II.* und seiner Partey, auf den Englischen Thron setzte, hatte einen natürlichen Haß wider Frankreich.

Jede

Jede Macht, die sich hierinn an ihn anschloß, war ihm willkommen, also auch die Oesterreichische. Seine Nachfolgerin dachte auch eine Weile eben so, wie er. Aber die Zeiten ändern sich. Wilhelm würde selbst, wenn er am Leben geblieben wäre, den Utrechter Frieden, bey aller seiner Geneigtheit gegen Oesterreich, auf eben den Fuß haben schließen helfen, als er, nachdem sich die Scene in England, zu großem Verdruß Ihres Vaters, so sehr geändert hatte, würklich geschlossen worden ist. Ich bin überzeugt, daß Sie Englands vortheilhafte Gesinnungen gegen Ihr Haus selbst auf der rechten Seite ansehen, und nicht zu milde erklären werden. Es war dabey nur drauf angesehen, Frankreich, als seine Nebenbuhlerin in der Handlung und Macht möglichst herabzusezen, und um diß desto sicherer auszuführen, verband es sich mit Oesterreich, auf dessen guten Willen es allezeit rechnen konnte, wenn es wider Frankreich gieng. Hatte es aber diese Macht da, wo es sie haben wollte, so war es seinem wahrem Vortheil eben so wenig gemäß, Ihr Haus zu groß und zu mächtig werden zu lassen. Die Belege zu dieser Behauptung sind die Theilungs Traktaten, die wegen der Spanischen Erbfolge, gleichsam unter dem Vorsitze Englands, gemacht wurden, und der Utrechter Friede, der dem Sinn des größten Feindes von Frankreich, Willhelms *III.* von England sicher vollkommen gemäß war. Daß England, wiewohl es eine Protestantische Macht ist, doch Ihrem Hause geneigt war, damit wissen Sie sich, wie ich merke, sehr viel. Sie werden es doch nicht dahin erklären, daß es aus Dankbarkeit für die Verdienste Oesterreichs um die Sache der Protestanten geschehen sey? Von diesem wissen wir beyde nichts. Die Religion kommt, wenn man ohne sie in Staatsverhandlungen zurecht kommen kann, nicht in Betrachtung. Ueberdiß ist Frankreich ja auch eine katholische Macht, so gut katholisch, als Oesterreich, wie die Hugonotten zur Genüge erfahren haben. Beede

Mächte schenken einander im Eifer für ihre Religion und wider ihre Glaubensgegner nichts. Und auf den Ruhm, den Oesterreich in diesem Stücke sucht, kann Bourbon gleichsfalls mit vollkommenem Rechte Anspruch machen. — Auch im Oesterreichischen Erbfolgekrieg, ich erinnere mich noch wohl, hatte Ihr Hauß an England eine starke Stütze. Hätte dieser Hof damal gewußt und vorausgesehen, was 10 bis 15 Jahre hernach geschehen ist — Sie wissen, Madame, im siebenjährigen Kriege — ich wette, er würde seine Völker und Summen behalten haben. —

Theresia.

Sie haben sich selbst bereits geantwortet, Sire. Die Zeiten ändern sich, sagten Sie vorhin, und belehrten mich, daß England der Bundsgenosse meines Hauses ehemal gewesen, nicht eben, um meinem Hause Dienste zu thun, sondern um Frankreich zu schwächen, und daß es die Hand abgezogen, sobald die letztere Absicht auch nur einiger maßen erreicht war. —

Friederich.

Sie werden doch die wesentliche Dienste nicht verkennen, die England Ihnen im Oesterreichischen Erbfolgekrieg geleistet hat?

Theresia.

Sollten sie wirklich so groß gewesen seyn, als Sie zu behaupten scheinen? Der Friede, worinn ich ihnen ganz Schlesien und die Grafschaft Glaz abtreten mußte, wurde unter Vermittlung Großbrittanniens geschlossen, und noch vorher mußte dieser König, durch die Annähernng des französischen Heeres unter dem Kurfürsten von

Bayern

Bayern, gedrungen, die Zusage thun, daß er sich enthalten wollte, mir Beystand zu leisten. Und Frankreich, Bayern und Preussen verstunden einander damal ganz gut. —

Friederich.

Es scheint, Sie haben vergessen, Madame, daß Großbrittannien damal die einzige Macht in Europa war, die sich Ihres Vortheils ernstlich annahm, und die Untheilbarkeit der Verlassenschaft Ihres Vaters, nach Maßgab der pragmatischen Sanktion, eifrig vertheidigte.

Theresia.

Die Untheilbarkeit der Verlassenschaft meines Vaters vertheidigen, und einen Frieden zu vermitteln, der mich um Schlesien brachte. — Welche Inconsequenzien!

Friederich.

Nicht einmal für die Friedensvermittlung wollen Sie Großbrittannien Dank wißen? Lauter Vorbereitungen auf die Rechtfertigung dessen, was Sie vor dem Anfang des siebenjährigen Kriegs gethan haben. — Waren die 500,000 Pfund Sterling Hülfsgelder, die Ihnen das Englische Parlement zusprach, und die 16000 Mann Hülfstruppen, die es Ihnen unter dem Kommando des Grafen von Stair, der zugleich zum Englischen Gesandten und Bevollmächtigten an die Generalstaaten ernannt wurde, um sie zur Vertheidigung Ihres Hauses aufzumuntern, zuschickten, nicht thätige Beweise der guten Gesinnung Englands gegen Sie?

Theresia.

Noch erkenne ich es nicht ohne Gefühl von Dankbarkeit. Aber ich wußte doch, daß es der eigene Vortheil Großbritanniens erfoderte, Frankreich Abbruch zu thun, das jenes immer mit dem Prätendenten schröckte. Und die Vermittlung bey dem Breslauer Frieden! —

Friederich.

Wollte Ihnen dann nicht eben durch diese Vermittlung Großbritannien freye Hände verschaffen, Ihren übrigen Feinden desto nachdrücklicher entgegen zu gehen? Großbritannien erkannte meine Rechte auf Schlesien, und bewieß eben damit, in welchem Verstande es die Untheilbarkeit der Verlassenschaft Ihres Vaters genommen wißen wollte.

Theresia.

Ich sorge, Ihre Behauptungen vertragen sich nicht allezeit mit einander. Sie widersprachen mir vorhin, daß England meinem Hause von jeher von Herzen ergeben gewesen sey; und zugleich verweisen Sie mich auf die große Verdienste eben dieser Krone um mein Haus?

Friederich.

Ehe ich Ihnen antworte, muß ich mir von Ihnen Erläuterung über einen, nicht scheinbaren, wie der Meinige ist, sondern wahren Widerspruch, ausbitten. Wäre England in den beyden, dem Spanischen und Oesterreichischen, Erbfolgekriegen nicht gewesen, sagten Sie, was hätten mein Vater und ich uns müssen gefallen lassen? Und nachher, ohne an die Hülfsgelder und Truppen, die Sie vom Parlement erhielten, zu gedenken, beschweren Sie sich über den durch England

land vermittelten Breslauer Frieden, in welchem Sie Schlesien an Behörde zurückgaben? wie ist das zu vereinbaren?

Theresia.

Vollkommen leicht und natürlich! Das erste behauptete ich, um zu beweisen, daß auch einsichtsvolle Europäische Höfe, dergleichen der englische ist, den Anwachs meines Hauses nicht für so gefährlich gehalten haben, als Sie, sonst würden sie demselben wider seine Feinde nicht beygestanden seyn. In Absicht auf den andern Punkt redet die Sache selbst. Der Hülfsgelder und Truppen ungeachtet, verlor ich eben Schlesien, und habe es inzwischen noch nicht wieder erhalten.

Friederich.

Wir behaupten beyde beynahe ganz eben dasselbe; nur machen wir eine verschiedene Anwendung von unsern Sätzen. Sie führen den Beystand Englands als einen Beweiß an, daß man sich vor der Uebermacht Oesterreichs nicht zu fürchten habe; sobald sie aber einen Grund zur Dankbarkeit darinn finden sollen, so ist Ihr Blick auf einmal verkehrt. Ich hingegen erkläre den Beystand, den Ihr Hauß von Großbritannien erhalten hat, so, daß er mehr auf Frankreichs Demüthigung, als auf Habsburgs Erhöhung angesehen gewesen sey, wiewohl Großbritannien dennoch Anspruch auf Habsburgs Dank zu machen hatte.

Theresia.

Den es auch erhalten hat.

Friederich.

Etwa damal, als seine deutsche Staaten durch Ihre Bundsgenossen, die Franzosen, erobert, besetzt, inne behalten und ausgesaugt wurden?

Theresia.

Theresia.

Ganz auf dem Fuß, wie mit dem Kurfurstenthum Sachsen um eben diese Zeit umgegangen wurde.

Friederich.

Sie haben mir noch nicht darauf geantwortet, Madame, wenn denn Großbrittannien die Früchte seiner Verdienste um Ihr Haus eingeerndet habe?

Theresia.

War das nicht Danks genug, die Ehre, dem vornehmsten Hause von Europa zu Hülfe gekommen zu seyn?

Friederich.

Sie erinnern mich hier an Ihren Großvater Leopold, der nach dem Entsatz von Wien ungefähr die nämliche Ideen gegen den König von Polen äusserte. Bekanntlich war jener nach Linz geflohen, da die Türken seine Hauptstadt belagerten. Der Entsatz wurde durch den König von Polen vorzüglich bewürkt, der nach seinem Siege über den Großvezier einen prächtigen Einzug nach Wien hielt, und den Ambrosianischen Lobgesang anstimmen ließ. Leopold befand sich eben damal auf der Donau, auf dem Wege nach seiner Hauptstadt, und konnte sein Mißvergnügen darüber nicht verbergen, als ihm der Donner des groben Geschützes anzeigte, daß er die Erhaltung seiner Residenz einem auswärtigem Könige zu danken habe. Er empfieng auch den König würklich ziemlich kaltsinnig, und die Unterredung beyder Monarchen bestund aus sehr wenigen Worten. — Auch war der Kurfürst von Bayern bey diesem Entsatze: Eben der, der im nächsten

Jahrhundert durch den Sohn dessen, dem er wider die Türken zu Hülfe gekommen war, in die Reichsacht erklärt, seiner Länder beraubt, und durch Frankreich wieder eingesetzt worden war. —

Theresia.

Sie haben einen reichen Vorrath von Anekdoten, wenn Sie in der Laune sind, von meinem Hause Dinge zu erzählen, die Sie dem Ihrigen nicht zum Ruhme anrechnen würden.

Friederich.

Es sind keine Anekdoten, Madame. Die Welt weiß das alles schon längst. Die Nachwelt ist unparteyisch. Ich mache mich auch darauf gefaßt, Dinge von mir erzählen zu lassen, die man nicht in meine Geschichte bey meinen Lebzeiten hätte setzen dürfen. Alexander der Große, Cäsar, August, Karl *XII.* von Schweden, wurden von ihren Zeitgenossen, freylich nicht von allen, angebetet: Aber es lautet nun von allen etwas anders, als da sie noch lebten. Die Geschichte thut heut zu Tage an den Königen nach ihrem Absterben, was ehemal die alte Aegyptier an ihren Königen nach ihrem Tode thaten. Am zwey und siebenzigsten Tage nach ihrem Tode, wenn ihr Verlust lange genug beweint worden war, wurde der königliche Leichnam in einem Sarge, beym Eintritte des Grabmals, zur Schau ausgestellt, wo denn die Handlungen des Verstorbenen verlesen wurden. Jeder hatte völlige Freyheit, ihn anzuklagen. Hatte er löblich regiert, so stimmte das zalreiche anwesende Volk den Priestern bey, welche ihm eine Lobrede hielten. Hatte er aber übel regiert, so nahmen sie keinen Anstand, ihr Mißfallen zu erkennen zu geben, und verweigerten so gar dem Leichname ein feyerliches Begängniß. Wie gefällt Ihnen dieser Gebrauch?

  Theresia.

Theresia.

Ich denke, die Aegyptische Könige, wenn sie nur nicht grundbös waren, werden ihr äusserstes gethan haben, die gute Meinung ihrer Unterthanen durch ein untadelhaftes Betragen zu verdienen, um nicht noch nach ihrem Tode an ihren Körpern mißhandelt zu werden, und ihr Gedächtnis nicht mit ewiger Schande brandmarken zu lassen. Ich für meine Person fürchtete mich nie vor dem Urtheile der Nachwelt, und vor der Geschichte. Man hätte kühn auch meinen Leichnam zur Schau ausstellen, und meine Handlungen nach der Reihe verlesen dürfen. Ich bin von meinem Volck überzeugt, daß es mich im Leben geliebt hat, und noch nach meinem Tode ehret, und mein Angedenken seegnet. Ein Regent kann unmöglich allen seinen Unterthanen gefallen, weil er nicht einem jeden thun kann, was er will. Ich durfte aber gewiß auch auf die Liebe und Zufriedenheit derer rechnen, denen ich ihren Will nicht allemal erfüllen konnte. Ich bin es gewiß, in den Herzen der Oesterreicher sterbe ich niemal. —

Friederich.

Allerdings! Ihre Eigenschaften — ich sage es ohne Schmeicheley, die meine Sache niemal, wie Sie wissen, gewesen ist, — verdiente die Bewunderung der Welt. Nur Eines, erlauben Sie mir zu fragen, macht mir einen Zweifel. Sollten Sie die Liebe aller Ihrer Unterthanen, auch derer, die einer andern Religion, als der Ihrigen, beygethan waren, besessen haben?

Theresia.

Wenigstens liebte ich auch diese so zärtlich, daß ich mir alle Mühe gegeben habe, sie auch so glücklich zu machen, als ich mich

in

in der Bekenntniß der wahren, allein seligmachenden Römisch-katholischen Religion wußte. Also verdiente ich ihre Gegenliebe, nnd konnte mich zufrieden geben, wenn ich sie auch nicht erhielt, weil ich mir der besten Absichten bewußt war.

Friederich.

Sie vertheidigen eine in der That höchst bedenkliche Sache vortrefflich, Madame. Wer weiß, ob Sie mich, wenn ich Ihren Unterricht zu genießen das Glück gehabt hätte, nicht würden bekehrt haben?

Theresia.

Nein, Sire, dieß große Glück, für Sie sowohl, als für mich, hätte ich mir zu versprechen, den Muth nicht gehabt. Sie waren in Ihren Religionsgrundsätzen, so viel ich weiß, eben so-standhaft, als in Ihren Staatsgrundsätzen. Das bekenne ich Ihnen offenherzig: Da ich Ihnen Schlesien abtretten mußte, so war mir dieß der einschneidendste Gedanke: Wie wird es deinen Glaubensgenoßen ergehen?

Friederich.

O dafür hätte Ihnen nicht bange seyn därfen. Sie hatten ja mein Wort in den Friedensartikeln: die katholische Religion in Schlesien im gegenwärtigen Stande zu erhalten, doch ohne der Gewissensfreyheit der protestantischen Religion und den Rechten des Landesherrn Eintrag zu thun. Doch versprach ich zugleich mich der Landesherrlichen Rechte nicht zum Nachtheil des gegenwärtigen Zustandes der Römischkatholischen Religion zu bedienen. Auch Sie wissen, ich halte mein Wort. Auch bin ich versichert, daß die Römischkatholi-

sche Einwohner von Schlesien mit meiner Regierung weit besser, als die Protestantische mit der Ihrigen zufrieden waren. Ich führe das nicht an, um Ihnen etwas unangenehmes zu sagen, sondern Ihnen nur zu beweisen, wie vergeblich Ihre Sorge in diesem Punkte war.

Theresia.

Durchgehends und ohne Ausnahme sollen ihre neue Römisch-katholische Unterthanen mit Ihrer Regierung vollkommen zufrieden gewesen seyn? Auch der Bischof von Breslau?

Friederich.

Dieser wollte eine Ausnahme machen, die ihm aber nicht wohl bekommen ist, bis er sich zum Ziel legte.

Theresia.

Der ehrliche Mann war freylich sehr im Gedränge, wie konnten Sie ihn darum verdenken?

Friederich.

Wie so, Madame?

Theresia.

Er wußte sich nicht gleich in die Verbindung der Pflichten, die er dem Pabst, seinem Oberherrn, und Ihnen, seinem neuen Landesherrn, schuldig war, und schuldig seyn sollte, recht zu finden.

Friederich.

Er wollte sich nicht darein finden; doch ich lehrte es ihn, aber ich hatte Mühe bey meinem Unterricht. Meine Besitznehmung von

Schlesien

Schlesien war gar nicht nach des neuerwählten Pabsts Benedikts *XIV.* Geschmack, so ein toleranter Prälat er sonst war. Er ließ sich, ohne Zweifel, um der ganzen Welt seine Rechtgläubigkeit, und Ihnen, als einem gegen den Päbstlichen Stuhl immer devoten Häuse, seine Ergebenheit zu bezeugen, beygehen, ein Breve an alle Römischkatholische Höfe ergehen zu lassen, und sie zu ermahnen, sich ja meinem Vorhaben mit Ernst zu widersetzen. Ohne Zweifel lagen ihm die Begebenheiten in Schlesien unter der Regierung Ihres Oheims, des Kaysers Josephs, dem der König Karl *XII.* von Schweden das Herz zum Besten der Protestantischen Schlesier so ungemein zu rühren wußte, noch dergestalt im Sinn, daß er glaubte, unter meiner Regierung möchte die Sache gar noch weiter getrieben werden. In dieses Pabsts, seines Herrn, Seele wußte sich mein Bischof von Breslau, Kardinal von Sinzendorf, ganz hineinzudenken. Er unterhielt, um seine Sache recht gut zu machen, einen Briefwechsel mit Ihren Feldherren, der meiner Aufmerksamkeit nicht entgehen konnte. Die Klugheit und Nothwendigkeit rieth mir, mich des Bischofs, der, in meinen Augen, nicht in der Spähre seines Hirtenamts blieb, zu bemächtigen. Ich ließ ihn also auf seinem Residenzschloß Ottomachow aufheben und gefangen setzen. —

Theresia.

Diese Verlezung der Bischofsmüze und des Purpurs — doch immer heilige Dinge — haben Sie wagen können? Sire?

Friederich.

Warum nicht? Hat sich das gutkatholische Parlament von Paris und der König von Frankreich kein Bedenken gemacht, an die Müze und den Purpur des Kardinals und Bischofs von Rohan zu grei-

sen, warum hätte ich als ein Protestantischer König Anstand nehmen sollen, ein Gleiches zu thun, da es meine Sicherheit erforderte?

Theresia.

Was der gute Kardinal that, that er in der besten Meinung, und die Unterlassung desselben hätte ihm Gewissensbiße verursachen müssen. Er war ein Märtyrer seiner unverbrüchlichen Treue gegen seinen Geistlichen- und gegen seinen Landesherrn.

Friederich.

Jener, der geistliche Oberherr des Kardinals kränkte mich nicht, und der Landesherr war Ich. Gegen diesen mußte er die Treue erst lernen. Er lernte sie aber auch so gründlich, ich muß es ihme zum Ruhm nachsagen, daß ich vollkommen mit ihm zufrieden seyn konnte.

Theresia.

Der Pabst aber desto weniger.

Friederich.

Sinzendorf gab sich hierüber bald zur Ruhe. Ich ernannte ihn zu meinem General-Vikarius in allen meinen Staaten, mit dem gemeßenen Befehl, daß in Zukunft alle meine Römischkatholische Unterthanen alle bey ihnen zu verfügende geistliche Verordnungen und Dispensationen von niemand, als ihm, dem Kardinal, erwarten, und sich in keiner Angelegenheit nach Rom wenden sollten. Laßen Sie sich das nicht befremden, Madame, ich bitte Sie, eben das hat Joseph *II.* Ihr Sohn, wenige Jahre nach Ihrem Tode auch verfügt.

Theresia.

Theresia.

Gut gesagt: Nach meinem Tode. Er verfügte es nicht bey meinen Lebzeiten, wiewohl er Mitregent war. Das befremdete mich, was Sie thaten, Sire. Warum sollte mich nicht — — —.

Friederich.

Aber der Kardinal war doch mit dieser meiner Verfügung recht wohl zufrieden. Er ließ, um mir seine Dankbarkeit zu bezeugen, an alle Römischkatholische in den Preußischen Staaten ein Pastoralschreiben ergehen, worinn er ihnen mit vieler Beredsamkeit meine Gnade wegen der ihnen bewilligten Religionsfreyheit zu Gemüth führte, und ihnen ernstlich auferlegte, mit den Protestanten, als ihren Brüdern und Landsleuten, sich wohl zu betragen, und da sie nur durch einige wenige Glaubenslehren von ihnen unterschieden seyen, sich des Kezernamens und anderer widrigen Ausdrücke gegen sie zu enthalten.

Theresia.

Wenn ihm dieses Pastoralschreiben nicht von Berlin aus in die Feder gegeben worden ist, wie mir doch nicht ganz unwahrscheinlich seyn will, so wußte er den Mantel in der That gut nach dem Wind zu hängen.

Friederich.

Eine Kunst, die die Klerisey Ihrer Kirche, wenn sie Nuzen dabey sieht, treflich versteht und übet.

Theresia.

Sie wollen sagen, wenn dem katholischen Glauben und der Ausbreitung desselben dadurch Vortheile zuwachsen. Ein edler Zweck eines jeden ächten katholischen Christen.

Fride-

Friederich.

Wir kommen unvermerkt auf Religions-Discurse, Madame. Diese wollen wir unsern Theologen überlassen. Wir vor unsere Personen sind zu weit in Grundsätzen verschieden.

Theresia.

Sie haben Recht, Sire, so wie in unzähligen andern Dingen.

Friederich.

Allerdings! Unter anderen auch darinn, daß ich der katholischen Geistlichkeit in meinen Staaten wirklich mehrere Gefälligkeiten erwieß, als sie von mir zu fordern berechtiget war.

Theresia.

Jedoch, ohne daß die Protestantische Religionen etwas dabey litten, hoffentlich? Denn Ihre Glaubensgenossen, die mit Klagen über Bedrückungen vortreflich umgehen können, fanden an Ihnen einen sehr eifrigen Beschützer.

Friederich.

Ich wollte, daß sie dieses Schutzes niemal bedurft hätten. Und warum hätte ich bey den der Römischkatholischen Kirche in meinen Staaten erwiesenen Gnadenbezeugungen meine Religionsverwandte sollen Noth leiden lassen? Sagen Sie das im Ernste, Madame, daß die Protestanten unnöthige Klagen über Bedrückungen geführt haben? Glauben Sie sicher, ich untersuchte die an mich gebrachte Klagen dieser Art genau. Ich wünschte, daß ich sie öfters ungegründet gefunden hätte, als ich sie würklich gefunden habe.

Theresia.

Wir wollen auch diesen Punkt weglegen, Sire, — worinn bestunden denn die den Katholiken in Ihren Landen erzeigten größere Gefälligkeiten, als sie fordern konnten?

Friederich.

Sollten Sie das nicht wissen? doch, ich erinnere mich — es giebt gewisse Dinge, derer man sich nicht gerne erinnert. — Ich ertheilte ihnen die Erlaubniß, eine Kirche in Berlin zu erbauen. Benedikt *XIV.* vergaß vor Freuden über diese Begebenheit alles, was ein paar Jahre vorher mit dem Bischofe von Breslau geschehen war. Auf der Münze, welche zum Angedenken des gelegten Grundsteins geschlagen wurde, erhielt ich den Namen eines Gönners der Römischkatholischen Religion. —

Theresia.

Ein Beyname, den ich vielen andern, die weit prächtiger lauten, weit vorgezogen hätte, wenn ich in Ihrer Stelle gewesen wäre.

Friederich.

Der Name mißfiel mir nicht, weil er ein Beweis meiner duldsamen Grundsätze war, auf die ich mir vorzüglich viel einbildete.

Theresia.

Je nachdem man sich zu einer Religion bekennt, kann die Duldsamkeit Ehre, oder — seyn.

Friederich.

Auch dieß wollen wir beede nun nicht entscheiden. Freylich, es giebt Leute, die etwas von andern fordern, was sie andern wieder-

 fahren

fahren zu lassen, nicht schuldig zu seyn ungescheut behaupten. — P. Benedikt *XIV.* selbst ertheilte mir, über meine Großmuth gegen seine Glaubensgenoßen, im öffentlichen Consistorio Lobeserhebungen. Nur hätte er mir etwas nicht zum Ruhme nachsagen sollen, das ungegründet war. Ich war nicht selbst, wie er sagte, bey der feyerlichen Legung des Grundsteins der Kirche gegenwärtig, sondern hatte dem Grafen von Haake Vollmacht dazu ertheilt.

Theresia.

Ohne Zweifel, Sire, erstreckten Sie Ihre Großmuth noch weiter, und gaben auch beträchtliche Summen zu dem Bau dieser Kirche her? Ihre gepriesene Freygebigkeit läßt mich das gewiß erwarten.

Friederich.

Die Freygebigkeit hat ihre gehörige Richtung und Gränzen, wenn sie nicht ausarten soll. Meine Unterthanen haben sie immer zur rechten Zeit und am rechten Orte erfahren. Aber bey dem katholischen Kirchenbau wäre sie nicht wohl angelegt gewesen. Dazu erhielte man sonst Beyträge genug. Der Pabst selbst, alle Kardinäle, vornemlich Quirini, und viele so gar in Portugall und Spanien eröfneten ihre milde Hände. Doch stund es 9 Jahr an, bis die Kirche fertig war. Man zauderte aber ohne Zweifel mit Bedacht, nach der bekannten Weise in Ihrer Kirche, damit die Zuflüsse nicht aufhören, sobald eine Kirche ausgebaut ist.

Theresia.

Bey alle diesem Betragen gegen die Römischkatholische vergaßen Sie doch Ihre Glaubensverwandte niemal. Ich erinnere mich noch der spitzigen Erklärung Ihres Gesandten an meinem Hofe, der mir rund

rund heraus sagte, daß die Vortheile, welche Sie der Römischkatholischen Religion bewilligen, sich einiger maßen darnach richten würden, je nachdem die Protestanten in Ungarn und Siebenbürgen in Ansehung ihrer Beschwerden Erleichterung erhielten.

Friederich.

Das nennen Sie spitzig, Madame? Ich sehe hierinn nichts, als die größte Billigkeit. In dieser Rücksicht ließ ich auch dem Bischof von Breslau wissen, sich dahin zu verwenden, daß die katholische Geistlichkeit in Ungarn von ihrer Verfolgung der Protestanten ablassen möchte.

Theresia.

Dieß verbitterte mir meine Regierung ungemein, daß ich in diesem Punkte meine gute Absichten so oft vereitelt sehen mußte. Man beschimpft mein Angedenken, ich darf es getrost sagen, wenn man mich der Verfolgungssucht gegen Unkatholische bezüchtiget.

Friederich.

Wie gerne und wie vollkommen wollte ich Ihnen beypflichten, wenn nur diese Unkatholische, wie Sie sie mit einem mitleidigen Ton nennen, nicht so viele offenbare Kränkungen hätten erdulden müssen! Konnten Sie denn nicht in Ihren Staaten eben das thun, was ich in den Meinigen gethan habe? Nichts sollte einem menschenfreundlichen Herzen weniger sauer geschehen, als solche zu dulden, und ungeplagt zu lassen, die in Religionssachen anders denken, als wir. Und nichts sollte ein Regent leichter einsehen, als daß er durch Intoleranz sich selbst am meisten schadet. Erlauben Sie mir, diß mit dem Ausspruch eines für seine Religion sehr eifrigen Muhamedaners zu erweisen. Der be-

rühmte Großvezier des Türkischen Kaysers, Achmeds *II.* Mustapha Kyöprili, kam, bey Gelegenheit eines Kriegs mit Ihrem Großvater Leopold, auf seinem ersten Zug nach Servien durch ein abgelegenes Dorf, das blos griechische Christen bewohnten. Diese Leute hatten weder Kirchen noch Geistliche, und konnten auch keine haben, weil zu der Zeit, da das Land in der Türken Hände kam, keiner daselbst gewesen wär. Er ertheilte nun den Einwohnern die Erlaubniß, eine Kirche zu bauen, und einen Geistlichen zu halten. Man stellte ihm vor, daß diß wider das Glaubensgesetz der Türken laufe: aber er antwortete: die Menschen müssen eine Religion haben, sonst werden sie Strassenräuber. Dem Ottomannischen Staate ist es zuträglicher, daß das Land von Unglaubigen bewohnt wird, die es anbauen, und Steuern bezahlen, als daß man es den wilden Thieren überlasse. Das arme Volk im Dorfe kam vor Freude ausser sich, und wußte seine Dankbarkeit nicht genug auszudrücken. Der Großvezier machte dieß zur Bedingung bey der ertheilten Erlaubniß, daß ihm, so oft er durch den Ort käme, von jeder Familie ein Huhn als Zins geliefert werden sollte. Den Augenblick brachten sie 20 Hühner herbey. Als er nach geendigtem Feldzuge wieder durch eben dieses Dorf zog, erhielt er 200 Zinshühner. So sehr hatte sich in kurzer Zeit, wegen ertheilten freyen Gottesdiensts, das Dorf mit Einwohnern vermehrt! Der Großvezier wendete sich zu den hohen Officiers, die bey ihm waren, mit diesen Worten: Sehet ihr nun, was die Religionsduldung thut. Meines Kaysers Einkünfte habe ich vermehrt; und diß arme Volk, das uns vorher fluchte, segnet jetzt die Regierung, unter der es lebt.

Theresia.

Die Geschichte ist nur nicht überall anwendbar. Und der Einwurf, den ein eifriger Muhamedaner dem allzuphilosophischen Groß-

vezier

vezier machte, daß es wider das Glaubensgesetz der Türken laufe, Unglaubige zu dulden, weil so der Unglaube öffentlich gelehrt, und dieses Gift je länger je mehr ausgebreitet werde, war auch nicht wegzuwerfen. — Sie sagen: einem menschenfreundlichen Herzen sollte nichts weniger sauer geschehen, als andere Glaubensgenossen zu dulden. Und gerade mein menschenfreundliches Herz war es, das in Mitleiden fast zerfloß, wann ich nur daran gedachte, Unterthanen zu haben, die als Irrgläubige ewig verdammt werden sollten, da ich ihnen eben so gut, als mir selbst und meinen Glaubensgenossen, die Seeligkeit gönnte. Diese Betrachtung ließ mich auch, ich gestehe es, über das Staats-Interesse, das doch immer nur ein zeitlicher Vortheil ist, und höhern Rücksichten weichen muß, großmüthig hinweg sehen.

Friederich.

Wenn man aber bey diesen menschenfreundlichen Gesinnungen, wie Sie solche nennen, seine Absicht nicht erreicht, wie dann?

Theresia.

So tröstet man sich mit dem guten Willen, und dem Zeugnisse seines Gewissens, daß man sich alle Mühe gegeben habe, seine Unterthanen zeitlich und ewig glücklich zu machen, wenn es auch schon nicht gelingte.

Friederich.

Die Unkatholischen sagen, daß man sie durch die Nichtduldung zeitlich, und durch den Zwang zur katholischen Religion ewig unglücklich mache. Wie wollen Sie beweisen, daß die Unkatholische Unrecht haben?

Theresia.

Ich bin von Jugend auf gelehrt worden, daß die Prote-

stanten in diesem Stück nothwendig irren müssen, und daß sie, wenn sie sich hierüber in Streitigkeiten einlassen, voraus verloren haben.

Friederich.

Wahrhaftig eine sehr bequeme Methode, zu widerlegen! Doch dieß bey Seite gesetzt, Ihr Sohn Joseph, ist hierinn nicht einerley Meinung mit Ihnen und mit allen seinen Regiments-Vorfahren, ohne einer andern Religion zu seyn, als jene.

Theresia.

Ob er sich auch besser dabey befinden wird? —

Friederich.

Ich zweifle nicht. Er darf nur an Leopolds, Karls *VI.* und, wenn Sie es mir nicht übel nehmen wollen, an Ihre Regierung denken.

Theresia.

Wie soll ich das verstehen? Leopold führte den Beynamen des Großen; mein Vater war, die Vorfälle, da ihm Mißgunst rc. unverdiente Kränkungen zufügten, ausgenommen, sehr glücklich: und meine Regierung wurde, unter eben den Ausnahmen, worinn ich meinem Vater ähnlich werden mußte, durch die höchste Vorsehung augenscheinlich gesegnet. Sollten das nicht Beweise der Zufriedenheit des Himmels mit unsern Grundsätzen seyn?

Friederich.

Sie sind sehr dankbar und erkenntlich gegen den Himmel, daß Sie so gar jene Ausnahmen übersehen. Wunderbar! Der Himmel

mel beglückt also die Dulder und die Nichtdulder. Ich hatte auch nichts über ihn zu klagen. — Ihr Großvater Leopold würde noch grösser gewesen seyn, als er, weil Sie es so haben wollen, war, wenn er die protestantische Ungarn duldsamer behandelt hätte. Eben das darf man von Ihnen, und Ihrem Vater, Karl *VI.* sagen.

Theresia.

Grösser in den Augen der Welt, die bloß aus Kaltsinn gegen die wahre Religion die Toleranz eingeführt wissen will; Ja daran zweifle ich keinen Augenblick. Aber auch grösser in den Augen Gottes, der alle Menschen seelig haben will, und die Regenten zu Werkzeugen dieses seines gnädigen Willens bestimmt hat? Das werden Sie mich niemal bereden. — Sie reden von den protestantischen Ungarn. Ich erschreke, wenn ich sie nur nennen höre. Das waren unter der Regierung meines Großvaters die geschworne Feinde meines Hauses, die sich so gar nicht scheuten, nur um ihre Rache zu kühlen, mit den Türken und ihren Bundsgenossen, den Franzosen, unter der Deke zu spielen, ja denen man die Schuld von der Verwüstung des Königreichs Ungarn allein beyzumessen hat. So gieng es unter Joseph *I.* und meinem Vater fort. Daher können Sie es auch meinem zärtlichen Gefühle gegen meine Vorfahren nicht übel nehmen, daß mich Ihre Erklärung wegen der protestantischen Ungarn, wovon oben Meldung geschehen ist, etwas befremdet hat.

Friederich.

Ja, so sagte man damal am Kayserlichen Hofe, und schien es so gar zu glauben. Doch glaubten es nicht alle einsichtsvolle Minister, und die patriotische und am besten gegen Ihr Haus gesinnte am

wenigsten.

wenigsten. Die Feinde und Neider Ihres Hauses konnten sich recht an diesen Schauspielen — Trauerspiele dürfte man es eher nennen — weiden, weil sie wußten, daß diese Art, mit den Unkatholischen zu verfahren, gerade das sicherste Mittel ist, einen Staat zu schwächen, ich will nicht sagen, gar zu Grunde zu richten.

Theresia.

Die höchste Vorsehung kann unmöglich einem Staat etwas zum Nachtheile werden lassen, das ihrem Willen gemäß ist.

Friederich.

Wenn doch nur das leztere einmal erwiesen wäre! Denken Sie nur an die Schutzgötter Ihres Hauses, England und Holland. Wo wird die Duldung weiter getrieben, als in jenen Staaten? Sie ists, die ihnen Kräfte gegeben hat, Ihrem Hause zu Hülfe zu kommen. Und glauben Sie, daß Brandenburg geworden wäre, was es ist, wenn das unduldsame Frankreich und Salzburg Ihnen nicht im vorigen und jezigen Jahrhunderte ganze Schaaren von Colonisten gleichsam zugesandt hätte, die mein Vater und Urgroßvater mit offenen Armen annahm, und worüber ihn sein Sohn und Urenkel oft gesegnet hat?

Theresia.

Ueber den Ruhm eines Regenten, der die wahre Religion auszubreiten, und alle seine Unterthanen in diesem wahren und einzigen Vereinigungspunkte zusammen faßen will, geht nichts, und desto grösser ist dieser Ruhm, je näher ein Fürst diesem seinem Zweck kommt. Ein Fürst ist nicht wahrer Herr über alle seine Unterthanen, wenn sie nicht seiner Religion zugethan sind. Das mag nun meinetwegen nicht

bey

bey allen Religionen zutreffen: Aber bey der Meinigen ist es unumstößliche Wahrheit.

Friederich.

Sie sind sehr eifrig, Madame, und dem ungeachtet trete ich Ihnen nicht bey. Ludwigs *XIV.* Ruhm war groß, aber durch nichts befleckte er ihn so sehr, als, da er die heiligsten, zum Grundgeseze gediehenen Verbindlichkeiten seiner Krone, die Verordnung von Nantes, im Jahr 1685 aufhob und wiederrief, und eben so sehr der Menschenliebe als Staatsklugheit zuwider, seine protestantische Unterthanen verfolgte. Man weiß, was ihn zu diesem Entschluße gebracht hat. Der vermeinte Ruhm, den man ihn, in der Ausrottung der sogenannten Kezer in seinem Reiche, sehen ließ: die Gewalt derer, die den P. W. zum Mitgliede ihrer Gesellschaft hatten, über ihn; die harte und gewiß nicht entschuldbare Vorschläge des Kanzlers *le Tellier* und seines Sohnes, des Minister Louvois: die falsche Beredung, daß der Reformirten im Königreiche nur noch wenige, und also die von seinem Großvater Heinrich IV. ihnen zum Besten gemachte Verordnung von keinem Nutzen mehr sey, und noch andere Umstände, brachten ihn dahin, Gewaltthätigkeiten gegen diesen noch sehr zahlreichen, und unter seiner Regierung stets getreuen Theil seiner Unterthanen zu gebrauchen.

Theresia.

Seinen vornehmsten Beweggrund übergehen Sie, Sire. Er wollte ohne Zweifel sich mit Gott über seinen bekannten Vergehungen damit aussöhnen. In der Art der Ausführung seiner frommen Absichten fehlte er bloß. Dadurch ist schon manches Gute verderbt worden. Die seltsame Bekehrungsart, die man die französische Dragonade genannt hat, habe ich immer von Herzen mißbilligt. Ein Regent muß

oft den Namen zu Unternehmungen hergeben, die ganz wider seine Neigung sind. —

Friederich.

Dahin muß es ein Fürst, der für alles, was in seinem Namen geschieht, besonders, wenn es von solchem Belange ist, als der Gegenstand, von dem wir würklich reden, vor der Welt, und das mit Recht, stehen muß, nie kommen laßen. Ich errathe, worauf Sie zielen.

Theresia.

Sie rathen glücklich; Es wurde vieles auf meine Rechnung geschrieben, das ich nicht darauf nehme. —

Friederich.

Wir wollen bey Ludwig *XIV.* bleiben. — Seit jener Enteprieſe flüchteten sich viele tausende von Reformirten in protestantische Länder, und brachten ihr Geld, ihre Glückseeligkeit in Künsten, deren viele ausser Frankreich noch ganz fremd und unbekannt waren, und ihren Haß gegen einen König, der ihr Vater seyn sollte, und, ungerechter Weise, ihr Feind worden war, dahin. England, Holland, Deutschland, insbesodere Brandenburg, zogen Vortheile von den Verirrungen Ludwigs, indem sie eine große Anzahl nützlicher und fleissiger Arbeiter, als verwaißte Kinder mütterlich in ihren Schooß aufnahmen, und ihnen das gewährten, was sie mit Hinterlassung ihres Vaterlandes sehnlich suchten.

Theresia.

Sein Königreich war nun doch von einem Unkraut gereinigt, das den guten Waitzen hätte verderben können. Das war ein reicher Ersatz für den scheinbaren Schaden, den ihm die Auswanderung so vieler

ler im Zeitlichen nützlicher, aber dem Geistlichen Wohl seiner übrigen Kinder schädlichen Leute gebracht hatte.

Friederich.

Wir kommen unvermerkt wieder auf religiöse Gegenstände — Ludwig *XIV.* hat nun einmal gethan, was er gethan hat, und andere mögen ihm, von eben dem Geiste, der ihn belebte, angetrieben, nachmachen, was sie wollen. War ich duldsam gegen meine Unterthanen, die nicht glaubten, was ich glaubte, warum sollte ich es nicht gegen Fürsten seyn, denen ich nichts vorzuschreiben habe, aber die mich doch nicht hindern können, aus dem, was ich an ihnen mißbilligte, allen möglichen Nutzen zu ziehen? Brandenburg hat noch bis auf diese Stunde alle Ursache, diesen unduldsamen, und also, wie Sie daraus folgern, gottesfürchtigen und andächtigen König nicht scheel anzusehen. Misdeuten Sie nicht, was ich sage. Die Brandenburger hatten Mitleiden mit dem unverdienten Schicksaale ihrer Glaubensgenossen, und wenn sie das über ihnen schwebende und ihnen drohende schwere Ungewitter hätten abwenden können, so würden Sie es aus wahrer Menschenliebe, und aus Pflicht, gethan haben. — Aus dieser gedoppelten Quelle floß es auch, so oft ich mich zum Besten der Protestanten in diesen und jenen Römischkatholischen Staaten verwendete. — Aber eben diese Menschenliebe konnten sie nun noch thätiger und nachdrücklicher beweisen, da sie sie als Brüder in ihrem Lande aufnahmen, und ihnen die Hände liebreich boten, ihre ausgestandene Drangsale zu vergessen.

Theresia.

Was Brandenburg doch Frankreich nicht alles zu verdanken hat! Französische Reichthümer, Künste, Wissenschaften, Po-

liteße, Galanterie; und noch mehreres, das Sie vermuthlich nicht alles sagen werden. Leopold hätte diese Flüchtlinge, wenn auch der Punkt der Religion nicht gewesen wäre, gewiß nicht in seine Länder aufgenommen. Eben diese sind es auch, die das ihrige redlich dazu beygetragen, wo nicht es ganz allein gethan haben, das halbe Deutschland Französisch zu machen.

Friederich.

Sie sind sehr patriotisch, Madame! Was Sie von dem entbehrlichen, Ihrer Meinung nach — sagen, das jene Reformirte aus ihrem Vaterland in das unsrige gebracht haben sollen, so kommt es auf den Geschmack an. Es giebt würklich noch Länder in Deutschland, denen man es überall ansieht, daß sich vor hundert Jahren keine französische Flüchtlinge darinnen niedergelassen haben, aber worinn man sie heute noch mit offenen Armen aufnähme, wenn sie zu haben wären, — oder aufnehmen sollte. — Haben Sie aber auch französische Sitten, Leichtsinn, Frivolite, ꝛc. in Gedanken gehabt, wohlan, so wollen wir sehen, ob denn jene Länder, von denen ich eben sagte, so gar überfließende Sittlichkeit und Ernsthaftigkeit haben, daß man ihnen Glück dazu wünschen darf, ohne Nachahmung anderer Nationen durch eigene Kräfte eine so hohe Stuffe der Tugend erreicht zu haben?

Theresia.

In meinen Staaten — denn auf diese zielen Sie doch, Sire? — habe ich mir immer eine Hauptbeschäftigung daraus gemacht, Ordnung zu handhaben, Tugend und Gottesfurcht auszubreiten, und das Laster auszurotten, nicht nur, weil das Glück der Unterthanen in manchen Rücksichten darauf beruht, daß das Volk nicht in Lasterhaf-

tigkeit

tigkeit versinkt, sondern aus Liebe zu Gott, und aus wahrer Vorsorge für das Seelenheil meiner Unterthanen. Ich schäme mich nicht, dieß laut zu sagen, daß ich diese meine Absichten immer erreicht habe, wie konnte ich das sagen, ja wie könnte ich es nur hoffen? Aber solche Anstalten, dergleichen ich mehrere, um zu meinem Zweck zu kommen, getroffen habe, blieben doch nicht ganz ohne Wirkung. Auch bleibt es ein wahres Sprüchwort: wie der König, so die Unterthanen. Auf meine Gnade konnten Redliche, Uneigennützige, Arbeitsame, Rechtschaffene, Gottesfürchtige, immer vorzüglich rechnen. Das mußte doch Eindruck bey den andern machen, die sich mir, wenn sie etwas verlangten, ohne Schaam und Gewissensbisse nicht nähern konnten. Ich weiß es gewiß, daß diese meine Art zu denken und zu handlen, bey meinen Unterthanen nicht ohne Frucht gewesen ist. Ich bedurfte also keine Franzosen, um meine Unterthanen zu bilden; und wenn sie sich mir ungebeten hätten aufdringen wollen, so würde ich mich ihrer Dienste bedankt haben.

Friederich.

Was Sie verfängliches in der Aufnahme jener um der Religion willen Vertriebenen in die Brandenburgische Lande wahrzunehmen glauben, hat die gefährliche Seite nicht, die Sie sich vorstellen. Glauben Sie, Madame, mein Urgroßvater war so Gottesfürchtig, als ein Prinz jemal gewesen ist. Hätte er einen Nachtheil bey dieser Aufnahme jener Ausländer nur vermuthet, er würde sie nicht aufgenommen, vielweniger eingeladen haben. Sollte aber etwas dergleichen gschehen seyn, so war es ein zufälliger Schade, der von dem Nutzen weit überwogen worden ist.

Theresia.

Um mich noch deutlicher zu erklären, so wäre es doch möglich, daß durch diese Vermischung der Einheimischen mit den Ausländern

dern, der Nationalcharakter der ersten verschlimmert, und diese durch jene zwar im Umgange verfeinert, in verschiedenen Wissenschaften vollkommener, und in Künsten und Handarbeiten geschickter worden wären, aber auch manche Laster von ihnen gelernt hätten, die ihnen vor der Ankunft dieser Fremdlinge ganz unbekannt waren.

Friederich.

Ich weiß es, daß man so geurtheilt hat. Es ist aber allezeit noch die Frage, ob des Guten oder des Bösen mehr ist, das sie mitgebracht haben, wenn ich das letztere auch einräume, worüber man noch streiten könnte. Verfeinerung der Lebensart hat allezeit Dinge in ihrem Gefolge, die einer strengen Sittenlehre nicht behagen wollen. Dem ungeachtet ist ein kultivirtes Volk doch immer besser, als ein unkultivirtes. Und durch die neue Laster, die sie etwa mitgebracht haben, wenn dem ja so seyn soll, sind vielleicht alte verdrungen worden.

Theresia.

Wir wollen das nun auf sich beruhen lassen. — Was mich bey Ihrer Regierung vorzüglich in Erstaunen setzte, Sire, war Ihr Betragen, das Sie bey der Aufhebung des Jesuiter-Ordens beobachteten. Dieser Orden fand bey dem über ihn von Rom aus verhängten Schicksale in Ihren Staaten eine weit gelindere Behandlung, als in den dem Römischen Hofe sonst allerergebensten Ländern.

Friederich.

Weil ich nichts zu seiner Aufhebung beygetragen hatte, so war es natürlich, daß ich andere Maßregeln bey dieser Sache nehmen mußte, als die Katholische Höfe. Um dem Pabst zu zeigen, daß er mir nichts zu befehlen habe, ließ ich mein erstes seyn, die Einfüh-

rung

rung und Bekanntmachung des Aufhebungsbreve in denjenigen von meinen Ländern, die auch katholische Einwohner hatten, zu verbieten. Indessen ließ ich doch die Jesuiten keine Novitzen mehr annehmen, gestattete ihnen aber doch den ungestörten Besitz ihrer Collegien in Glaz, Glogau, Liegnitz, Neuße, Oppeln, Sagan, Schweidnitz und Breslau.

Theresia.

Aber die Verlegenheit dieser armen Religiosen kann ich mir nicht groß genug vorstellen, wem sie gehorchen sollten, dem Pabste, oder dem Könige? Das war in der That eine verzweifelte Lage.

Friederich.

Es ist wahr, meine Verfügungen ließen sich nicht wohl mit der Bulle des Pabsts vereinbaren. Doch wollte ich mir gehorcht wissen, und ließ Pabst und Jesuiten dafür sorgen, dieser Collision der Pflichten abzuhelfen. Eine geistliche Ordensgesellschaft konnten sie nicht mehr ausmachen, wenn sie nicht als Ungehorsame in den Päbstlichen Bann fallen wollten: Und das Breve konnten sie nicht befolgen, ohne sich in Gefahr meiner Ungnade zu sezen.

Theresia.

Was konnten aber diese bedaurungswürdige Väter dafür, daß sie sich so zwischen Thüre und Angel sehen mußten?

Friederich.

O sie hatten noch weit mehr, als nur diese verdrüßliche Situation verdient. — Ich glaube nicht, daß Choiseul, der der eigentliche Urheber dieser für Ihre Kirche so wichtigen Revolution war, grossen Dank dafür von Ihnen erhalten hat. Der Kayserliche Hof betrieb

trieb die Sache niemal und bey weitem nicht so stark, als der Portugiesische, Spanische und Französische. Kauniz war nicht so geschäftig, als Pombal, Aranda, Grimaldi, Tanucci, Alimada; und bloß die Gefälligkeit gegen die Bourbonische Höfe zwang ihm vermuthlich am Ende auch die Einwilligung ab. Hätte Klemens XIV. den Oesterreichischen Hof allein vor sich gehabt, er hätte die Bulle ersparen können, die ihn gar zu frühzeitig in das Paradiß befördert hat.

Theresia.

Die unläugbare Verdienste des Jesuiter-Ordens erhielten ihn zu allen Zeiten im Ansehen bey meinem Hause. Freylich sein größtes Verdienst will ich gegen Sie, als einen Protestantischen Fürsten, nicht berühren. — Doch die Wahrheit darf man zu allen Zeiten sagen. — Er wurde bekanntlich in der Absicht gestiftet, daß er den durch Luthers sogenannte Kirchenverbeßerung angerichteten Schaden wieder gut machen, und die rechtglaubige Kirche gegen die Anfälle der Protestanten beschützen sollte. In diesem Gesichtspunkt betrachtet, da mein Haus allezeit die Ehre gehabt und behauptet hat, in seiner Religion sehr eifrig zu seyn, mußte er bey demselben in großem Ansehen stehen. Jene Absicht hat dieser Orden mit dem brennendsten Eifer, wo er nur konnte, zu erreichen gesucht, und sowohl wider die Lutherische Lehre, als auch wider manche Bekenner derselben, manche Siege erfochten, auch selbst diß große Verdienst sich erworben, manchen Fürsten, der sich zum protestantischen Glauben bekannte, in den Schoß der wahren Kirche zurückzubringen. Warum hätte ein aufrichtiger eifriger Römischkatholischer Christ einem solchen um die apostolische Wahrheit unsterblich verdienten Orden nicht von Herzen gut seyn sollen?

Friederich.

Sie haben nichts vergessen, Madame, um den Umstand

ins

ins Licht zu sezen, warum Ihr Hof nicht so heftig darauf drang, als andere, diesen Orden aufzuheben. Eben deßwegen kann ich es auch kaum begreifen, wie sich derselbe entschließen konnte, ihm die Beichtvaterstellen zu nehmen, ehe er noch aufgehoben wurde.

Theresia.

Es wollte sich bey der allgemeinen Gährung, da man wider die Jesuiten aufgebracht war, oft ohne zu wißen, warum? nicht wohl mehr anders thun lassen. Mir geschahe es sauer, ich gestehe es, diese gute Leute in dieser mißlichen Lage zu sehen. Meine zween Lehrmeister in der Religion, in meiner zarten Jugend, die Patres: Vogel und Pachster, hatten einen so vortheilhaften Eindruck bey mir gemacht, daß ich die Gesellschaft, deren Mitglieder sie waren, wahrhaftig hochachtete, und in der Folge wahren Antheil an ihrem Schicksaale nahm.

Friederich.

Diese Ihre Gesinnung ist ein Zeichen Ihres vortreflichen Herzens, das niemand mißkennen konnte, der das Glück hatte, Sie zu kennen. Nur bin ich darinn nicht Ihrer Meinung, daß Sie um einiger würdiger Mitglieder dieser Gesellschaft willen, die ganze Gesellschaft hochachteten. Man behauptete, der Esprit du Korps der Jesuiten seye verwerflich, wenn schon die Verdienste einzelner Mitglieder keineswegs zu läugnen seyen.

Theresia.

Ich sahe immer nur auf das Gute bey den Menschen. Böses zu denken, kam mich sauer an, auch wenn ich augenscheinliche Proben vor mir hatte. Die Jesuiten mußten sich eine Menge Dinge nachsagen lassen, die nicht erwiesen werden konnten. Wenn der Wagen fällt, sagt das Sprüchwort, so hat er fünf Räder. So gieng es diesen Vätern. Neid und Mißgunst hat sie gestürzt. Man wird sie doch hie und da vermißen.

Friederich.

Im letzten Punkte urtheilte ich gerade wie Sie, in Absicht auf meine Römischkatholische Unterthanen in Schlesien. In den Schulen, dachte ich, könne man sie nicht wohl entbehren, und verlangte daher, daß sie in einer Verbindung mit einander leben, und ihre gewöhnliche Geschäften in den Schulen verrichten sollten.

Theresia.

Eine wahre Rechtfertigung für die Jesuiten, an denen so viele, da sie zu fallen angefangen hatten, gar nichts gutes mehr finden wollten. Aber was sagte der Pabst zu diesem Eingriff in seine Verordnung?

Friederich.

Was man von einem klugen, und die Zeichen der Zeit scharfsinnig prüfenden Ganganelli erwarten konnte. Er überlies mir die ganze Einrichtung, vermuthlich weil er wußte, daß ich es auch ohne seine Vergünstigung, so machen würde. Hierauf ließ ich ein General Mandat an die sämtliche Bischöfe meiner Staaten ergehen, worinn ihnen aufgegeben wurde, den Orden nicht zu kränken, den Mitgliedern in ihren Amtsverrichtungen nicht hinderlich zu seyn, und ihnen die Ordination nicht zu versagen. Von Seiten des Pabstes aber mußte Garampi, bisheriger Nuncius in Polen, und neuernannter Nuncius in Wien, die Jesuitischen Angelegenheiten in meinen Staaten in Ordnung bringen.

Theresia.

So war doch der Verlegenheit abgeholfen, in der die Jesuiten im Anfange, nach Aufhebung ihres Ordens, waren.

Friederich.

Als Souverain mußte ich für die Erziehung der Jugend in meinen Landen Sorge tragen, denn dadurch kann sie allein zum Gehorsam gegen die Gesetze vorbereitet werden. Ich hatte Unterthanen von verschiedener Religion,

und

und mußte also auch eine Verschiedenheit der Erziehung in Absicht auf die Religion seyn. Die Anzahl meiner katholischen Unterthanen belief sich auf 1500,000. Und zum Unterricht derselben in der Religion und katholischen Glaubenslehre, waren mir die Jesuiten nothwendig. Wie alle andere Wissenschaften, so muß auch die Erziehungskunst, gelernt werden. Ohne eine Pflanzschule, oder eine Gesellschaft, die taugliche Schullehrer zubereitet, fehlet es an Leuten zum Schulamte. In meinen Staaten hatte ich nicht so viele andere Ordensleute, die die Geschäfte der Jesuiten hätten übernehmen können, ohne ihre eigene Geschäfte hintanzusezen. Auch ist es bekannt, daß andere Orden zum Erziehungswesen nicht so aufgelegt sind, als die Jesuiten, die doch nun schon bald 300 Jahre hinlängliche Proben davon abgelegt haben. Leute aus dem freyen Bürgerstande würden den Staat mehr kosten, als Ordensgeistliche; und die Einkünfte der Jesuiter-Güter würden lange nicht so viel abwerfen, als weltliche Lehrer erfordern. Sie sehen also, Madame, daß ich wohl nicht anders handeln konnte, als ich gehandelt habe. Aus diesen Gründen ließ ich die Jesuiten, besonders in Schlesien und Glaz, bey ihren äußerlichen Verrichtungen. Das andere wissen Sie selbst, Name, Kleidung, Gelübde, innere Verfaßung und Regeln, konnten mir gleichgültig seyn: aber die äußere Verfaßung mußte bleiben. Die Geseze, die innere Verfaßung, und die Subordination zu bestimmen, überließ ich dem Pabst von Herzen gern, bezeugte ihm auch, daß ich es zufrieden seyn würde, wenn er wenigstens den Bischöfen in meinen Staaten einen stillen Wink geben wollte, daß sie unterlassen möchten, die Jesuiten in ihren Verrichtungen zu stören.

Theresia.

Die nämliche Betrachtungen stellte ich auch an, da es mit diesem Orden auf die Neige zu gehen schiene. So viele Klagen hatte ich nicht wider sie, als die Könige von Portugall und Spanien: Einen Choiseul hatte ich nicht an meinem Hofe, der sich an ihnen rächen wollte: und an der Erziehung

der Jugend, die doch ein ausgezeichnetes Verdienst jenes Ordens ist, war mir auch mehr gelegen, als den eben bemeldten Königen. Daraus ist es herzuleiten, daß ich kälter dabey war, als andere katholische Höfe, den Pabst zu der Aufhebung zu veranlaßen. Da ich sahe, daß es nicht anders seyn wollte, so fand ich eben auch nicht grosse Ursache, mich dagegen zu sezen. Aber Sie, Sire, haben doch noch mehreres der Jesuiten wegen verfügt?

Friederich.

Mein Bischof zu Breslau hatte doch ein so enges Gewissen, daß er sich bey dem, was ich verordnete, nicht gleich ganz beruhigen wollte. Er fragte, als apostolischer Vikarius, bey dem Pabst an, wie er sich in Ansehung der Jesuiten zu verhalten hätte? Pius VI. antwortete ihm, er solle ihnen die grössere und kleinere Weihen ertheilen, ohne dabey anzumerken, daß sie Mitglieder einer aufgehobenen Gesellschaft seyen.

Theresia.

Der Pabst war sicher in einer eben so grossen Verlegenheit, als die, über die er verfügen sollte.

Friederich.

Ich half ihm doch bald daraus, und ließ ihnen endlich die Aufhebungs-Bulle auch publiciren. Ihr Hauptkollegium und Erziehungshauß hatten sie zu Sagan. Der Bischof von Breslau schickte den Prior von Sprottau dahin ab, der zwar in einer zierlichen Rede die Verdienste des Ordens rühmte, doch aber die Aufhebung ankündigte, das Institut im Namen des Bischofs abschafte, und den Gliedern die Gewalt, Beichte zu hören, zu predigen, und die Sakramente auszutheilen, nahm. Den folgenden Tag erschienen sie in der Kleiduug von Weltgeistlichen, da sie denn in derselben von dem Prior sogleich wieder die Erlaubniß erhielten, priesterliche Verrichtungen vorzunehmen. Ich ließ ihnen noch, wie vorhin, die Besorgung ihrer Schulen, doch unter der Bedingung, daß sie sich nach dem Generalschulreglement für die katholischen Schulen in Schlesien richten müßten. Wie ich Verdienste immer zu belohnen gewohnt war, ohne auf die Religion zu sehen,

hen, so machte ich es auch hier. Den gelehrten Mathematiker, Zeplichal, ernannte ich zum Direktor der Universität Breslau, und der gesamten katholischen Gymnasien in Schlesien und Glaz. Die Güter des ehemaligen Ordens wurden durch eine Commißion verwaltet, und unter die Mitglieder, nach Maaßgabe ihrer Verdienste bey den Schulen so vertheilt, daß nichts übrig bleibt.

Theresia.

Sie haben also nichts von den großen Gütern des Ordens zu Ihren Einkünften gezogen? Wahrhaftig eine seltene Uneigennüzigkeit. Die Jesuiter-Güter — ich rede unparteyisch — haben die Einkünfte mancher katholischen Fürsten ansehnlich vermehrt. Eben diese mußten sich vieles in Absicht auf die wahre Ursache, warum sie den Orden aufgehoben wissen wollten, nachsagen lassen. Von diesem Vorwurf bin ich frey.

Friederich.

Darein legte ich mich nicht. Ich hobe auch keine Klöster auf: sondern die Mönche hatten gute Zeit unter meiner Regierung, wenn sie waren, was sie seyn sollten; und dazu wußte ich sie anzuhalten.

Theresia.

Auch ließen Sie ihnen ihre volle Einkünfte? Das gehörte in allewege dazu, wenn sie gute Tage unter Ihrem Scepter haben sollten.

Friederich.

Zu guten Tagen besonders bey Mönchen, die ohnehin keine irdische Sorge drückt, gehört bey weitem nicht so viel, als manche haben wollen: durchaus kein Ueberfluß. Ich machte die Mönche, über die in so vielen kathoschen Ländern, als über Leute, die das Mark des Landes fressen, große Klage geführt wird, meinen Staaten so unschädlich, als man wünschen konnte.

Theresia.

Das dachte ich doch, und würde es mit Ihren sonst bekannten Grundsätzen in der Staatsökonomie nicht reimen können, wenn es anders wäre. Welche Einrichtungen machten Sie dann?

Friederich.

Meiner Staatswirthschaft schäme ich mich nicht. Es giebt Prinzen, die mir solche nachmachen wollen, aber den rechten Fleck doch immer nicht treffen. — Fünfzig pro Cent wurde den Klöstern von dem Ertrag ihrer Güter abgezogen, das in meine Kaßen floß.

Theresia.

Ich lasse michs nicht mehr wundern, wenn den Schlesischen Klöstern der Breßlauer Friede auffallend war.

Friederich.

Ich weiß es doch gewiß, Madame, daß Ihnen Ihre redliche und einsichtsvolle Minister den übermäßigen Reichthum der Klöster in Ihrer Monarchie mit den ächtesten Farben mehrmals geschildert, und Ihnen Vorschläge, einem so mannigfaltigen Uebelstand je bälder, je lieber, abzuhelfen, gethan haben, die Sie selbst nicht verwerfen konnten. Woran lag es, daß sie nicht ausgeführt wurden?

Theresia.

Sie haben Recht, Sire. Ich sahe die mir vorgelegte Gründe ein, und fühlte ihr Gewicht in seiner ganzen Stärke. Es war einigemal nahe dabey, daß die Vorschläge ausgeführt werden sollten. Aber, was sollte ich machen? Die arme Religiosen daurten mich, und es blieb beym Alten. — Aber fünfzig pro Cent von den Klostergütern! Eine grosse Summe!

Friederich.

Die Ordensleute waren doch gewiß besser zufrieden, als wenn ich die Klöster aufgehoben hätte. Der Schutz, den sie von mir genoßen, die Freyheit, die ich ihnen ungestört ließ, ihrer Regel nachzukommen, und ihrem Beruf getreu zu bleiben, war doch immer einer Abgabe werth, die sie entbehren konnten, und wobey sie bey weitem nicht arm wurden. Und wenn sie es auch worden wären, wofür ich ihnen aber gut war, so würde ich sie ernährt haben.

Theresia.

Nicht einmal zu der Forderung einer solchen Abgabe an die

Gotteshäuser hätte ich mich entschließen können. Das hielt ich für billig, hin und wieder der Vergrösserung ihrer Güter vorzubauen. Aber ihnen die Helfte des Ertrags ihrer Güter abzunehmen — Doch wir kommen wieder auf die Jesuiten. Sie wollten vorhin noch etwas hinzusezen.

Friederich.

Ich verordnete, daß, wenn einer von den Exjesuiten mit Tod abgienge, sein Gehalt zu Capital gemacht, die Schulden, welche auf den Gütern haften, damit getilgt, und der Ueberschuß der daraus entspringenden mehrern Einnahme, denen sich am besten durch Gelehrsamkeit und wahre Verdienste auszeichnenden Lehrern, gegeben werden solle. Konnte ich wohl mehr thun, um zu zeigen, daß ich eine unparteyische Sorgfallt für alle meine Unterthanen habe, sie mochten sich zu einer Religion halten, zu welcher sie wollten? Katholische Regenten verfahren doch gemeiniglich mit ihren protestantischen Unterthanen nicht so —

Theresia.

Sie können auch Gewißens halber nicht. Die Sache steht nicht in gleichem Verhältniß bey beyden Theilen.

Friederich.

Der Kayser Joseph, Ihr Sohn und Nachfolger, ist hierinn doch etwas andrer Meinung, als Sie —

Theresia.

Er mag seine Gründe dazu haben. Ob er aber seine Absicht erreichen wird — das wünsche ich freylich, weil ich ihm, als meinem Sohn, alles Gute wünsche, wenn es für ihn und seine Monarchie gut ist —

Friederich.

Und glauben Sie nun nicht, Madame, daß die ehemalige Jesuiten sich in Schlesien bey diesen meinen Einrichtungen recht gut befinden?

Theresia.

Wenn sie sich über die Aufhebung ihres Ordens einmal beruhigt haben, welches doch bey vielen schwer halten dürfte.

Fri-

Friederich.

Doch gewiß nicht bey allen. Ueber die mit ihnen vorgegangene Veränderungen wüßte ich nicht, warum sie sich nicht gar bald trösten sollten. Ist sie ein Schade für ihre Kirche und Religion — welches ich nicht glaube — so überlaßen sie die Verantwortung dem Pabst, ihrem obersten Hirten, und denen, die den Vater aller Römischkatholischen Glaubigen dazu veranlaßt haben, und sind desto treuer und eifriger in dem, was ihnen jetzt zu thun aufgegeben ist.

Theresia.

Das traue ich auch den Gutgesinnten unter diesen Unglückseeligen zu, und wünsche ihnen den Seegen des Himmels zu ihren Verrichtungen. Wahrhaftig, diese Leute sind doch in gewisser Art Schaafe, die keinen Hirten haben. Wie bedaure ich sie!

Friederich.

Die in meinen Staaten sind gewiß nicht zu bedauren. Sie genießen alle Rechte der Weltpriester, wohnen mit aller, Weltgeistlichen gebührenden und geziemenden Freyheit, in ihren prächtigen Häusern und unterrichten die Jugend. Schwerlich werden sie die **Wiederauflebung** ihres **Ordens** und den **Despotismus** eines Römischen **Generals**, und die **Plakereyen** des P. **Prokurators** zurück wünschen.

Theresia.

Halten Sie die Wiederauflebung des Ordens für eine Möglichkeit?

Friederich.

Wann man vor 50 Jahren gefragt hätte, ob die Aufhebung desselben möglich sey, was würde man geantwortet haben? Sie selbst werden sich nicht säumen, alles dazu beyzutragen.

Theresia.

Allerdings! der Himmel gebe, was der wahren Kirche und Religion vortheilhaft ist!

(Die Fortsezung folgt im zweyten Stück.)


XVIII.2.67